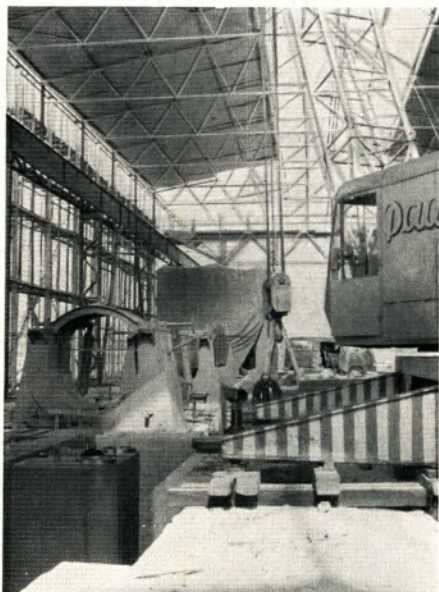




WERK und WIR

10

1955



Stahlträger und Maschinenteile, die bis zu 50 Tonnen Gewicht haben, müssen beim Bau des Großrohrwerks Mannesmann-Hoesch in Duisburg-Huckingen von Autokränen angeschleppt und mit ihrer Hilfe montiert werden.

INHALT

	Seite
<i>Persönliche Freiheit durch schöpferische Freizeit</i>	367/368
<i>Von der Sonderstellung des Bergmanns in vergangenen Zeiten</i>	369/371
<i>Kohlenabbau unter dem Dortmunder Hafen</i>	372
<i>Passiert – notiert – fotografiert</i>	373
<i>Großalarm in Hohenlimburg</i>	374/375
<i>Hoesch-Steckenpferdturnier 1955</i>	376/381
<i>Berufe</i>	381
<i>Großrohrwerk Mannesmann-Hoesch</i>	382/387
<i>37. Internationale Automobilausstellung: ...Hoesch war mit dabei</i>	388/389
<i>Frisch auf, ihr Wandergesellen</i>	390/391
<i>Nie rastende Hände</i>	391
<i>Es wird nichts so heiß gegessen...</i>	392/393
<i>Ausstellung auf Schloß Capenberg: Das Ruhrgebiet vor hundert Jahren</i>	394/395
<i>Die Sache mit dem Splitter</i>	396/397
<i>Passiert – notiert – fotografiert</i>	397
<i>Jubilare</i>	398
<i>Fotowettbewerb</i>	399

Rückseite: Arbeiten von Hoesch-Belegschaftsmitgliedern, die beim „Hoesch-Steckenpferdturnier 1955“ gezeigt wurden.

Gleichgewicht zwischen technischer Zivilisation und handwerklicher Kultur:

FREIES WERKEN

„Der moderne Arbeiter kann in seiner Arbeit keinerlei Initiative mehr entfalten: Auswahl der Werkzeuge und Festsetzung der Arbeitsverfahren geschehen ohne ihn, er hat sich nur an die eingehenden Anweisungen des Arbeitsvorbereitungsbüros (des planning department) zu halten und sie zu befolgen; jeder neuartige Versuch von seiner Seite, jede auch noch so geringfügige Abweichung vom festgelegten Programm würden genügen, das ganze Gleichgewicht der Fertigung zu stören...

Eine aktive Verwertung der Freizeit kann schon heute der Ansatzpunkt zu einem Ausgleich sein, durch sie können zahllose Menschen, wenn sie unterstützt und angeleitet werden, die Kenntnis des Materials bewahren, welche eine unabdingbare Voraussetzung von Werkfreude und selbstgeregelter und freier Arbeit ist. Die Vermehrung handwerklicher „Steckenpferde“ und der verschiedenartigsten Formen dessen, was Proudhon „freies Werken“ nennt, wird sicherlich nicht überall schöpferische Kräfte sichtbar machen, und trotzdem werden sich zahlreiche echte Künstler auf diese Weise offenbaren. Man spricht heute noch von „Sonntagsmalern“. Was aber wird werden, wenn jeder Tag (nach der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit) für den, der gern malt, ein Sonntag ist?

So kann eine aktive Freizeit jedem, der dies will und braucht, freie und verantwortliche Arbeit an allem möglichem Material sichern. Diese Menschen werden auch Materialkenntnis und handwerkliche Vollkommenheit weiter pflegen, die vor Tausenden von Jahren unter den Händen prähistorischer Menschen in den Höhlen von Montignac und Neandertal entstanden, und auf welche die Menschheit nicht endgültig verzichten kann, ohne sich eines wichtigen und wertvollen Teiles ihrer schöpferischen Ausdruckskraft zu berauben. So kann eine aktive Freizeit das Gleichgewicht zwischen dem neuen und großartigen Beitrag der technischen Zivilisation und dem unersetzlichen Vermächtnis der handwerklichen Kulturen bewahren und deren Fortbestand in der neuen Welt sichern. Und so könnte sie endlich auch die kostbare Berührung mit den Elementen, dem Stoff und der Natur hüten, deren Verlust der Menschheit manchmal zu drohen scheint.“

GEORGES FRIEDMANN



WERK *und* WIR

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE MITARBEITER
UND FREUNDE DER HOESCH WERKE AG

3. JAHRGANG

OKTOBER 1955

HEFT 10



HOESCH BERGWERKS-AKTIENGESELLSCHAFT
DORTMUND

DORTMUNDER PARAFFINWERKE GMBH
DORTMUND



WESTFALENHÜTTE AKTIENGESELLSCHAFT
DORTMUND



HOESCH WALZWERKE AG
HOHENLIMBURG



ZWEIGNIEDERLASSUNG WERK FEDERSTAHL
KASSEL



DÖRKEN AKTIENGESELLSCHAFT
GEVELSBERG



DORTMUNDER DRAHTSEILWERKE GMBH
DORTMUND

CARL FLÜGGE GMBH
HAMBURG



SCHMIEDAG AKTIENGESELLSCHAFT
HAGEN i. WESTF.



ZWEIGNIEDERLASSUNG WERK RUEGENBERG
OLPE i. WESTF.



TRIERER WALZWERK AKTIENGESELLSCHAFT
WUPPERTAL-LANGERFELD U. TRIER



MASCHINENFABRIK DEUTSCHLAND AG
DORTMUND



HILTRUPER RÖHRENWERK GMBH
HILTRUP i. WESTF.



BECKE-PRINZ GMBH
DORTMUND U. HEMER



HOESCH EISENHANDEL MBH
DORTMUND



HOESCH KOHLENHANDEL GMBH
DORTMUND



HOESCH EXPORT GMBH
DORTMUND

GESAMT-BELEGSCHAFT DER HOESCH WERKE 33022

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter und
Freunde der Hoesch Werke Aktiengesell-
schaft. Herausgeber: Hoesch Werke Aktien-
gesellschaft, Dortmund. Verantwortlich:
Dr. jur. Harald Koch. Schriftleitung: Jo-

hannes Hoischen und Klaus Ullrich. Anschrift der Schriftleitung:
Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon: 3 01 41. Fernschreiber:
032123, 032294. Druck: M. DuMont Schauberg, Köln. Wörtlicher
Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quel-
lenangabe und zwei Belegexemplare gestattet. „WERK und WIR“
erscheint vierwöchentlich.

Bildnachweis: Titelbild, Rückseite und die Farbfotos auf den Seiten
378 und 387 dieses Heftes: Erich Kreuzner, Dortmund; Farbfoto
Seite 382: Photo Brandt, Hohenlimburg; Schwarz-Weiß-Auf-
nahmen: Robert Vack, Frankfurt; 4; Museum für Kunst und Kultur-
geschichte, Dortmund; 5; privat: 11; Werkfotos und Archiv: 45.

Zeichnungen auf den Seiten 396/397: Bruno Kröll, Mannheim.
Die graphische Gestaltung dieses Heftes besorgte Harry Esser
vom DuMont-Dienst-Atelier, Köln.



Dr. Koch bei der Eröffnungsansprache

Persönliche Freiheit durch schöpferische Freizeit

Bei der Eröffnung der Ausstellung „Steckenpferdturnier 1955“, auf der Freizeitarbeiten der Hoesch-Belegschaften gezeigt wurden, begrüßte Dr. jur. Harald Koch im Namen des Vorstandes der Hoesch Werke Aktiengesellschaft die Gäste und führte wörtlich aus:

Wir stehen mitten in der Diskussion um die Verkürzung der Arbeitszeit, um die Einführung der Fünf-Tage-Woche, um die Einführung vielleicht sogar der Vierzig-Stunden-Woche. Lassen Sie mich sagen: „mitten in der Diskussion“, nicht aber „mitten im Kampf“; denn die Bereitwilligkeit auf beiden Seiten der Sozialpartner, durch möglichst vernünftige Lösungen die Frage der Arbeitszeitverkürzung zu beantworten, ist glücklicherweise unverkennbar und wird uns hoffentlich vor aufreibenden, allen schädenden Arbeitskämpfen bewahren. Die Freiwilligkeit ist auch hier der Preis für die Freiheit. Beide Seiten – die Unternehmer, vertreten durch die Arbeitgeberverbände, und die Arbeitnehmer, vertreten durch die Gewerkschaften – sind sich dabei einig, daß die Verkürzung der Arbeitszeit unter keinen Umständen die Produktivität vermindern darf, weil das auf Kosten des Wohlstandes des ganzen Volkes ginge. Im Gegenteil: sie hoffen, daß die Verkürzung der Arbeitszeit, auf lange Sicht gesehen, helfen wird, die Produktivität zu steigern. Und weiter – so hoffen wir – ist man sich einig darin, daß die Verkürzung der Arbeitszeit die große, unbedingt zu nutzende Möglichkeit ist, die Arbeitnehmerschaft zu ihrem Teil an der Produktivitätssteigerung zu beteiligen, die im Zeichen weiterer Mechanisierung eines Tages bis zur Automation führen wird – und auch nicht aufgehalten werden darf, wenn man den Fortschritt nicht aufhalten will.

Gewonnene Freizeit – was nun?

In der Diskussion um die Vierzig-Stunden-Woche, um die Verkürzung der Arbeitszeit schlechthin, spielt hin und wieder – leider – ein Argument eine gewisse Rolle: Was sollen die Menschen mit ihrer neugewonnenen Freizeit beginnen? Dieses Argument – lassen Sie es mich deutlich sagen – wollen wir nicht mehr hören. Niemand sollte es jemals gebrauchen. Sind die Betriebe denn dazu da, um den Menschen davor zu bewahren, daß ihm seine freien Stunden Schwierigkeiten bereiten? Soll denn die Arbeit in den Betrieben auch dem Zweck dienen, den einen oder den anderen davon abzuhalten, in diesen freien Stunden etwas ganz Unnützes zu tun, etwas Sinnloses oder gar etwas, was man als Unfug bezeichnen möchte? Seien wir mit diesen Bewertungen doch sehr vorsichtig! Denn wer von uns wollte entscheiden, was unnütz, was dagegen sinnvoll und was Unfug ist. Die Betriebe und die Arbeit in ihnen sollen doch nicht dem Menschen die Freizeit nehmen, weil sie vielleicht nichts mit ihr anzufangen wissen.

Vom Unfug gelenkter „Freizeitgestaltung“

Aber was ebenso wichtig ist: Wir sind der Ansicht, daß die Betriebe und ihre Leitungen nicht dazu da sind, dem einzelnen vorzuschreiben, was er nun mit seiner neugewonnenen Freizeit machen soll. Ganz deutlich lassen Sie uns betonen: wir sollten alles ablehnen, was sich hinter dem furchtbaren Wort „Freizeitgestaltung“ verbirgt, wenn damit mehr gemeint ist, als Anregungen zu geben oder sehr vorsichtig und sehr mittelbar lediglich zu beraten und Möglichkeiten zu schaffen, daß ein jeder sich seine Freizeit so einrichtet, wie er sie sich wünscht. Denn was der einzelne aus seiner Freizeit macht, ist ganz allein seine Sache, unterliegt ganz allein seiner freien Entscheidung, ist lediglich ein Ausfluß seiner freien Persönlichkeit; ich möchte sagen: das gerade charakterisiert ihn als freie Persönlichkeit.

„Mensch-Sein in Muße“

Machen wir uns keine Sorgen. Ich bin Optimist genug, um zu sagen, daß wir keine Enttäuschung erleben werden. Die Erfahrung aus den Ländern, die schon seit langem eine wesentlich kürzere Arbeitszeit haben als wir, geben uns das Recht, zu hoffen, daß auch bei uns mehr Freizeit dem Menschen helfen wird, das zu sein, wovon Theodor Heuss vor zwei Jahren bei der Eröffnung des Gewerkschaftskongresses in Frankfurt sprach: Mensch zu sein in Muße.

Der Bundespräsident ließ auch erkennen, was er sich unter wahrer Muße, unter Mensch-Sein in Muße, vorstelle:

„Keine Kraft durch Freude! Ich will Ihnen etwas anderes sagen, das vielleicht sentimental klingt: Mensch-Sein in Muße – (lebhafter Beifall) – Dinge treiben, die einem Freude machen: Basteln, Sammeln, Sport oder Spiel, Lesen und Wandern; für die Frau, für die Kinder Zeit haben. Denn es geht darum, der mechanisierten Teilarbeit mit ihren einseitig gewordenen Beanspruchungen den Ausgleich entgegenzustellen, dem nicht nur die freie Zeit gilt, sondern auch den freien Atem des weiteren Lebensraumes um des Menschen, um der Familie willen zu gewinnen.“

Reicher, warmer Beifall der Delegierten des Bundeskongresses dankte damals ihm, der allen aus dem Herzen gesprochen hatte.

Direktor Wolff, Vorstandsmitglied der Schmiedag AG., und Betriebsratsvorsitzender Helmut Turck von der Schmiedag beim Rundgang durch die Ausstellung



Über 350 Arbeiten – ein erfreulicher Anfang

Wir sind froh darüber, daß unser Aufruf an die Belegschaftsmitglieder der Hoesch Werke, sich an dieser Ausstellung, an unserem Steckenpferdturnier 1955 zu beteiligen, einen solchen Widerhall gefunden hat. Wir danken allen Belegschaftsmitgliedern, die sich an diesem Turnier beteiligen, indem sie die Kinder ihrer Mußestunden freundlichst zur Verfügung stellten. Sie sehen hier über 350 Arbeiten unserer Belegschaftsmitglieder, die Ihnen beweisen, daß zumindest sie sehr wohl wissen, sich in der Freizeit eine Beschäftigung zu suchen, die sie glücklich macht. Dabei dürfen wir davon ausgehen, daß sehr, sehr viele aus einem falschen Gefühl heraus, vielleicht aus falscher Bescheidenheit, aus zu harter Kritik an der eigenen Arbeit sich an dieser ersten Ausstellung noch nicht beteiligten. Wir hoffen, daß sie uns ihre Arbeiten bei der nächsten Ausstellung zur Verfügung stellen.

Glücklich die Menschen, die sich in ihrer Muße einer entspannenden, befriedigenden Tätigkeit zuwenden, die ihr Steckenpferd reiten, die sich ihrem Hobby hingeben. Sie haben einen Ausgleich gegen die – nicht abzuwendende – Entwicklung, die der bekannte Soziologe, Georges Friedmann, – wenn auch mit amerikanischen Augen gesehen – eingangs so drastisch schildert, daß der moderne Arbeiter in seiner Arbeit kaum noch eigene Initiative entfalten könne.

Steckenpferdreiter: Ein freier, ganzer Mensch

Wir dürfen Sie bitten, nicht an alle Arbeiten, die wir Ihnen zeigen, eine zu kritische Sonde anzulegen, die Bilder nicht etwa mit den Augen zu betrachten, wie Sie sich ein Kunstbuch oder ein Museum ansehen. Sie sollten vielmehr bei dem Betrachten dieser Arbeiten bedenken, welche Freude der Schaffende empfunden hat, als er sein Werk wachsen und sich vollenden sah. In diesen Stunden schöpferischer Arbeit war dieser Mensch bestimmt glücklich, losgelöst von allen Widrigkeiten des hastenden und hetzenden Lebens und frei von den bedrückenden und alltäglichen Bindungen. Wer von uns kennt nicht – oder könnte nicht ermessen – die seligen Stunden, die zum Beispiel der Sammler vor seiner Sammlung erlebt. Wer kennt nicht das glückliche, das beseligende Gefühl, wenn dem Dilettanten ein kleines Werkstück gelungen ist, ein Bild, ein Schnitzwerk, eine Klebearbeit, eine Stickerei. Hier war er ganz er selbst. Hier konnte er sich selbst geben, hier wurde er nicht angetrieben durch den monotonen Rhythmus einer Maschine oder eines Fließbandes. In seinem Werk bestätigt sich der Künstler – und sei er noch so sehr Dilettant – als ganzer Mensch. In sein Werk legt er seine Seele, in seinem Werk sieht er sich selbst bestätigt.

Kein Geringerer als Georges Friedmann, einer der bedeutendsten Soziologen der Vereinigten Staaten, hat uns in seiner grundlegenden Schrift über die „Zukunft der Arbeit“ (das Zitat ist auf der zweiten Umschlagseite wiedergegeben) deutlich gesagt, welche Werte durch eine vernünftige Verwertung der Freizeit gewonnen werden können, wie also ein Steckenpferd dazu beitragen kann, für den Menschen zu retten, was ihm sonst verlorengehe.

Ich möchte nicht mehr viele Worte machen. In diesem Kreise brauche ich nicht mehr als dies anzudeuten, wie wichtig eine solche Beschäftigung – sagen wir Steckenpferdbeschäftigung – in unserer industriellen, in unserer totalen, beinahe möchte man sagen totalitären Arbeitswelt ist, in dieser Welt des strengen Spezialistentums, in dieser Welt der harten Arbeitsteilung.

Ein gelungenes Werk bedeutet höchstes Glück

Eine echte Steckenpferdbeschäftigung, der man in Muße mit Ernst nachgeht, wird uns immer wieder lehren, daß ein gelungenes Werk und eine gelungene Arbeit höchstes Glück bedeuten, daß aber auch die Befriedigung um so tiefer ist, je größer das Wissen um das Wesen des Werkes ist. Das Steckenpferd schützt also geradezu vor Einseitigkeit im Wissen – und damit, so möchte ich behaupten – in der Gesinnung. Denn bei der Beschäftigung mit dem Steckenpferd arbeiten Hand, Kopf und Herz zusammen. Jede beliebige Arbeit wird dem Wissenden ein Anreiz zum Nachdenken und zu innerer Bereicherung sein. Für den Mitarbeiter, der sein Steckenpferd reitet, gelten nicht diese Schiller-Verse, die wir alle seinerzeit in der „Glocke“ lernten:

Den schlechten Mann muß man verachten,
der nie bedacht, was er vollbracht,
sondern diese:

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
und dazu ward ihm der Verstand,
daß er im innern Herzen spüret,
was er erschafft mit seiner Hand.

In diesem Sinne allen Steckenpferd-Rittern unseren Gruß! Ich erkläre die Ausstellung für eröffnet! Die Steckenpferde wiehern schon!

(Ausführlicher Bericht über die Ausstellung siehe Seiten 376/81)

Blick in den Ausstellungsraum



Gleich am Eingang: Handwerkliche Arbeiten der Hoesch-Mitarbeiter





RUFIN DIE ZEIT Der deutsche Bergbau verdankt seine ruhmreiche Vergangenheit vor allem den hohen Vorstellungen, mit denen der Bergmann seinem Berufe einst gegenüberstand. Der Knappe kannte aus eigener Anschauung und Erfahrung die Schwere und die Gefährlichkeit seiner Arbeit, er wußte, daß man von ihm etwas Besonderes erwartete. Und doch ging er ihm – länger als ein Jahrtausend hindurch! – nach mit einem berechtigten Stolz und einer innerlichen Zufriedenheit, die ihren Ursprung hatten in der eigenen Freude an der bergmännischen Tätigkeit, in der Hochachtung und Wertschätzung der bergmännischen Arbeit durch andere Berufsstände und, nicht zuletzt, in der Sonderstellung, die ihm freiwillig von den frühesten Zeiten des Bergbaus an eingeräumt wurde, und die ihren Ausdruck fand in Vorrechten, die heute sich wie ein schönes Märchen anhören, wenn sie nicht glücklicherweise verbrieft und beurkundet wären.

Aus dieser Wertschätzung der eigenen Aufgaben entstanden im Bergmann jener Berufsstolz und jenes frohe Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Berufsgemeinschaft, aus denen jene innerliche Zufriedenheit und jener selbstbewußte Leistungswille erwuchsen, welche den Bergmann in den Blütezeiten seines Berufes auszeichneten.

Aus den Annalen der Geschichte ergibt sich, was zu tun ist, um jenen Geist zu erhalten, der die innere Zufriedenheit des Bergmanns und damit die Leistungsfähigkeit des Bergbaus gewährleistet.

Die Lösung von Einzelfragen mag Aufgabe der hierfür berufenen Stellen sein; unerläßlich aber ist es, daß unser ganzes Volk sich um das Ziel bemüht, den Bergbau groß und stark zu erhalten, indem es ihm und seinem Leistungsträger, dem Bergmann, die Stelle einräumt, die ihrer wirtschaftlichen und politischen Bedeutung entsprechen.

(Karl Bax, „Der deutsche Bergmann im Wandel der Geschichte“)

Von der Sonderstellung des Bergmanns in früheren Zeiten

In diesem oder im nächsten Jahrzehnt – ein paar Jahre spielen dabei keine Rolle – können der Bergbau und mit ihm alle Bergleute ein Jubiläum ganz besonderer Art feiern:

Rund zweieinhalbtausend Jahre alt ist die erste urkundliche Bestätigung der Sonderstellung des Bergmanns, denn: schon in der zweiten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts nahmen die griechischen Bergleute als Stand eine so bevorzugte Stellung ein, daß der zu jener Zeit lebende Geschichtsschreiber Demosthenes von ihnen als von einem mit besonderen Vorrechten ausgestatteten Berufsstand spricht.

Die in die Annalen der Weltgeschichte mit unvergänglichen Lettern eingetragene Quittung für diese Sonderstellung: Die Förderung und die Einkünfte aus den griechischen Silber-, Blei- und Kupferbergwerken waren so hoch, daß sie dem Staate der Athener die Mittel zum Bau einer großen Flotte

von Kriegsschiffen lieferten, mit der die Perser am 20. September 480 v. Chr. in der bekannten großen Seeschlacht bei Salamis geschlagen wurden und damit die drohende Versklavung Griechenlands durch die aus dem Osten vordringenden „Barbaren“ abgewandt werden konnte.

Daß diese Sonderstellung – und auch die Quittung darauf – keine Ausnahme war, zeigt ein Blick in die älteste deutsche Geschichte: Als um das vierte vorchristliche Jahrhundert die nach Südwesten vordringenden Germanen den von den Kelten zur Sicherung des eisenreichen Siegerlandes angelegten Festungswall durchbrochen und das Land erobert hatten, ließen sie für den dortigen Bergbau neben dem germanischen Recht auch das keltische Recht, das heißt das Recht der Besiegten, bestehen. Sowohl der Abbau der Erzlagerstätten als auch die Stahlerzeugung wurden durch keltische Bergleute in der bisherigen Form fortgeführt, das heißt nicht, wie sonst üblich, im Sklavendienst, sondern in völliger Freiheit und Selbständigkeit.

Der Bergbau blieb frei von jeglicher Vergewaltigung, und der keltische Bergmann mußte wohl Abgaben aus den Erträgen seiner Arbeit entrichten, aber er behielt seine persönliche Freiheit und Unabhängigkeit. Der Erfolg: Das Siegerland wurde die erste deutsche Waffenschmiede, die den Germanen Jahrhunderte hindurch den erfolgreichen Widerstand gegen das Vordringen der Römer ermöglichte. Und während das rechtsrheinisch gelegene Südwestdeutschland und Teile Süddeutschlands vierhundert Jahre hindurch von den Römern besetzt waren, konnten die römischen Legionen niemals bis in das Siegerland vordringen. Nach den letzten Waffengängen der Jahre 55 und 16 v. Chr. gaben die Römer den für sie aussichtslosen Kampf auf: Das Siegerland blieb frei.

Überspringen wir, so reizvoll und verlockend auch manche dabei unerwähnt bleibende Einzelheit sein mag, ein ganzes Jahrtausend und wenden wir uns der mit dem frühen Mittelalter beginnenden Blütezeit des deutschen Bergbaus zu. Allerdings nicht, ohne zwei weitere Jubiläen wenigstens gestreift zu haben, das der „Waschkau“ und der „Bergschulen“, die beide auf das ehr-

würdige Alter von zweitausend Jahren zurückblicken können; denn aus dem Anfang des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung stammt die erste urkundliche Erwähnung der immerhin bemerkenswerten Tatsache, daß die spanischen Bergleute ihre eigenen Bäder und Schulen hatten.

Unter „Mittelalter“ verstehen wir jenen rund ein Jahrtausend umschließenden Zeitabschnitt der abendländischen Geschichte zwischen dem Untergang des römischen Kaiserreichs im 5. Jahrhundert n. Chr. bis zur Reformation (um 1500).

So merkwürdig gegenwartsnahe es klingen mag: Auch damals schon wurden Bergleute um jeden Preis gesucht. Bei dieser Suche aber verfiel man weder auf den scheinbar nächstliegenden Gedanken des Zwanges oder gar der Zwangsrekrutierung, noch bot man eine übertrieben hohe Entlohnung; das Entgelt bestand nicht in klingender Münze und war trotzdem nicht mit Gold aufzuwiegen, weil es das von jedem Menschen Erstrebte gewährte oder sicherte: die persönliche Freiheit.

Der sich durch das ganze Mittelalter hindurchziehende Grundsatz war: Der Beruf des Bergmanns macht frei! Selbst Unfreie erhielten die volle persönliche Freiheit, wenn sie Bergleute wurden und das bergmännische Handwerk erlernt hatten. Lehnsherren mußten ihre hofhörigen Bauern dafür freigeben, und als das Bauerntum und das ländliche Handwerk noch in Leibeigenschaft standen, war der Bergmann ein freier Mann, der überdies Vorrechte genoß, die sonst nur dem Ritterstande vorbehalten waren, und der zum äußeren Zeichen dafür den ritterlichen Namen eines Knappen führen durfte.

Schon seit der Jahrtausendwende, zu einer Zeit also, in der auch das kleinste, vielleicht ein paar Quadratkilometer große geistliche oder weltliche Ländchen seine Grenzen hermetisch abschloß, hatte der Bergmann das Recht des freien Zu- und Wegzuges, ja, es wurde ihm häufig sogar freies Geleit auf seinen Reisen zugesichert. Wo ihm keine freie Wohnung geboten wurde, durfte er sich sein Haus bauen, wo und wie er es wollte. Was er dazu und für die Bauarbeit brauchte, stand ihm frei, zu nehmen. Er erhielt das Jagd- und Fischrecht zugebilligt, ihm wurde eigene Gerichtsbarkeit eingeräumt, der sich selbst der Landesherr in Fragen des Bergbaus unterwarf.

Jene Zeit, die vor dem Bergmann eine so große Achtung bezeugte, obwohl die bergmännische Technik noch weit vom Höhepunkt ihrer Entwicklung entfernt war, steht in krassem Gegensatz zu jener späteren, in der man den „armen Kumpel“ vielfach mitleidig über die Achsel ansah, obwohl dieser wenig geachtete Bergmann ein Höchstmaß von Leistung unter einem bewundernswerten Aufgebot von technischen Mitteln vollbrachte.

Zur Ergründung der Ursachen, die zu der geachteten Stellung des Bergmanns im Mittelalter führten, genügt es nicht, darauf hinzuweisen, daß die Fürsten aus eigennütziger Absicht dem Bergmann gewisse Privilegien verliehen. Man muß sich vielmehr in die Zeit des Mittelalters zurückversetzen, um aus den damaligen Anschauungen die berufständische Aufgabe des Bergmanns und die besondere Achtung der Zeitgenossen vor der bergmännischen Leistung zu verstehen.

Im Mittelalter kannte jedermann die gewaltige wirtschaftliche Macht, die der Bergbau für Land und Reich darstellte; um die große politische Bedeutung, die dem Bergbau und seinem Träger, dem Bergmann, zukam, wußten nicht nur die Fürsten; das Volk selbst war sich über die Sachlage viel klarer als heute, obgleich nach wie vor auch heute noch der Bergbau den Wohlstand und das politische Schicksal der Nation bestimmt.

Zu Beginn der Neuzeit, das heißt um die Wende des 15. Jahrhunderts, erfuhr der deutsche Bergbau seine erste große Krise. Aus den erzeichen Ländern des neuentdeckten Amerikas wurden Metalle in solcher Menge und zu so niedrigen Preisen nach Europa gebracht, daß der deutsche Metallerzbergbau außerstande war, den Wettbewerb ohne Einschränkungen zu bestehen, zumal die reichhaltigen oberen Lagen der Vorkommen vielfach abgebaut waren und mit zunehmender Teufe der Abbau durch Wasserschwierigkeiten erschwert und verteuert wurde. Viele deutsche Bergleute wurden damals arbeitslos und zahlreiche Gruben stillgelegt.

Kaum war die Notzeit überwunden, als der Dreißigjährige Krieg ausbrach. In dieser schwierigsten Zeit, die Deutschland zu überstehen gehabt hat, kam mit dem völligen Niedergang jeglichen wirtschaftlichen Lebens der Bergbau fast ganz zum Erliegen. Nach Beendigung des Krieges mußte die bergbauliche Industrie völlig von neuem in Gang gebracht werden. In zäher Arbeit wurden neue Anfänge gelegt.

Eine entscheidende Wendung und Weiterentwicklung wurde durch die Aufnahme des Steinkohlenbergbaus im 17. und 18. Jahrhundert eingeleitet und in Preußen durch die drei großen „revidierten Bergordnungen“ Friedrichs des Großen aus den Jahren 1766 bis 1772 rechtlich untermauert.

Markstein und Wendepunkt zum Aufstieg und zur Blütezeit des Steinkohlenbergbaus aber war der 16. Mai 1767, jener Tag, an dem Friedrich der Große das „Generalprivileg“ unterzeichnete, das mit einem Federstrich nicht nur fast alle früheren, im Laufe der letzten Jahrhunderte fortgefallenen

General-Privilegium für die Bergleute im Herzogthum Cleve,

Fürstenthum Meurs und Grafschaft Mark

BERLIN, DEN 16. MAI 1767

Wir, Friedrich, König von Preußen usw.

Thun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem durch des Höchsten Güte die sonderlich in Unserer Grafschaft Mark befindlichen Bergwerke auf Metalle, auf Steinkohlen und anderen Mineralien seit verschiedenen Jahren ziemlich und theils sehr merklich zugenommen haben und auch die Anzahl der ein- und ausländischen Bergwerken und Arbeiter sich dergestalt ansehnlich vermehrt hat, daß Wir zu demjenigen, was Wir bereits von Uns zur Beneficiierung der Bergleute in Unserer neu revidirten Berg-Ordnung für die Grafschaft Mark und sonstigen Rescriptis zu ihrem Besten verordnet haben, denenselben auch noch nachstehendes General-Privilegium allernädigst ertheilt haben und hiermit verleihen:

§ 1. Nehmen Wir zuvorderst alle einheimische als fremde Bergleute, Ober- und andere Schichtmeister, Steiger und Bergarbeiter, Hütten-Leute, Bergschmiede, Berg- und Hütten-Factoren, wenn sie zuvorderst vor Unserem Berg-Amte den Eyd der Treue und des Gehorsams abgelegt haben werden, auch in das Knappschafts-Register sich verzeichnen lassen, mit sammt ihren Nachkommen, in Unserem besonderen Königlich mächtigen Schutz, dergestalt, daß selbige in Unserem Herzogthum Cleve, Fürstenthum Meurs und Grafschaft Mark, wie Unsrige übrige Unterthanen, nicht nur sicher wohnen und sich aufhalten, auch nach Gefallen sollen etablieren mögen, wozu ihnen von Unserer Krieges- und Domänen-Cammer und anderen derselben untergebenen Bedienten alle vorzügliche Hülfe und Vorschub widerfahren soll, sondern Wir verordnen auch,

§ 2, insbesondere, daß alle, nicht bereits in Unseren Bergwerken schon befindlichen fremde Bergleute und Berg-Arbeiter und deren Kinder und Söhne, sondern auch alle aus fremden Provinzen ferner anzunehmende Berg-Arbeiter und deren Nachkommen von aller Werbung und Enrollirung frei und exempt sein sollen, diese auch bisher unverletzt genossene Werbefreiheit, denselben auf das bündigste versichert haben, und hierdurch nochmalen Allerhöchst versichern, so werden Wir auch wiederholte Ordres an die Regimenter auch Krieges- und Domänen-Cammern erlassen, daß dawider nicht gehandelt werde. Und da auch in Ansehung der

„Privilegien“ wieder in Kraft setzte, sondern den Bergleuten sehr wesentliche und bedeutsame neue einräumte. Dieses Privileg, dessen Inhalt heute wieder geradezu unwirklich anmutet, bestimmte unter anderem, daß die Bergleute nebst deren Nachkommen in den preußischen Provinzen Kleve, Mark (die Mark umschloß das heutige Ruhrgebiet) und Moers

„von aller Werbung und Enrollierung¹⁾ frei und exempt²⁾ sowie während der Bergarbeit und des arbeitsunfähigen Alters von allen persönlichen Städte- und Dorfschafts-Lasten und Diensten, Wachten und Wegeverbesserungen frei“

„daß auch die fremden Zuzügler³⁾ gänzliche Befreiung von Accise-⁴⁾ oder Verbrauchssteuer und Einquartierung befreit“

und daß

„sie von aller anderen Beamten Jurisdiktion⁵⁾ befreit sind und ihnen das Bergamt zum Foro Privilegiato zugewiesen wird“, das heißt, daß sie ihre eigene, ständische Gerichtsbarkeit hatten.

¹⁾ d. h. Aufnahme in die Stammrolle für die militärische Dienstpflicht ²⁾ ausgenommen

³⁾ d. h. Neubergleute ⁴⁾ Zoll und städtische Verbrauchssteuern ⁵⁾ Rechtsprechung

eingeborenen Landes-Kinder, so sich dem Bergbau widmen und in dem Bergwerk arbeiten, schon deswegen genügliche Vorsehung geschehen, daß den mehrsten Distrikten und Aemtern der Grafschaft Mark, worin Bergwerke sind, die Werbe-Freiheit von Uns bereits allergnädigst zugestanden und selbige von aller Einrollirung eximiret worden.

§ 3. Wir befreien auch hierdurch alle sowohl fremde als einheimische Berg-Arbeiter, so lang sie ihr Metier treiben, auch wenn sie Alters halber solches nicht mehr thun können, von allen personellen Städte- und Dorfschaftlasten und Diensten, Wachten, Wege-Besserung, und wie dergleichen persönliche Lasten sonst Nahmen haben mögen, so lange sie keine andere gemeine Bürgerliche Nahrung treiben.

§ 4. Werden die fremde und einheimischen Bergleute in Ansehung ihrer das Bergwesen angehenden Sachen, auch unter ihnen vorkommenden Streitigkeiten von aller anderen Beamte Jurisdiction befreiet und ihnen lediglich das Berg-Amt zum Foroprivilegiato angewiesen.

.....

§ 6. Auch werden denen fremden Berg-Leuten, so in Unsere Lande hereinziehen und zu dem Bergwerks-Wesen und Berg-Arbeitern sich apliciren wollen, insbesondere, wann sie in einer oder der anderen Stadt sich wohnhaft niederlassen wollten, eine gänzliche Befreiung von Accise und Einquartierung, so lange sie in Berg-Diensten oder Berg-Arbeit stehen, allergnädigst zugestanden, wie ihnen dann auch, wenn sie nicht länger im Lande bleiben wollen, ein freier Abzug verstattet werden soll.

.....

§ 7. Soll auch hinführo ein jeder sowohl aus- als einländischer Berg-Mann, wenn er Schaden nehmen oder krank werden sollte, von einer in Ausbeute stehenden Zeche acht Wochen lang, von einer in Zubuße stehenden aber vier Wochen, wenn anders die Krankheit oder Cur so lange dauert, den völligen Lohn zum Gnaden-Lohn genießen, welches auch denen Wittwen und Erben zu Gute kommen soll, wenn etwa jemanden bei dem Berg-Werke in der Arbeit zu tode kommen sollte; . . .

§ 11. Schließlich werden Wir außer diesem allen, Uns überhaupt angelegen sein lassen, das Beste der Bergleute im Herzogthum Cleve und Grafschaft Mark, so viel thunlich zu befördern, und selbige bei diesem ihnen generaliter erteilten Privilegio kräftigst handhaben, auch nicht zugeben, daß von jemanden, wer der auch sein möge, dem zuwidergehandelt werde, wie wir denn auch insbesondere Unserer Clev.-Märkischen Regierung, auch Krieger- und Domänen-Cammern der Kammer-Deputation, und dem in der Grafschaft Mark noch besonders etablirten Berg-Amte, ernstlich anbefehlen, auf dieses General-Privilegium nachdrücklich zu halten, und darwider keine Eingriffe zu gestatten.

Urkundlich haben Wir gegenwärtiges General-Privilegium mit Vor-druckung unseres Königl. Insigels Höchst eigenhändig unterschrieben.

Über die „Militärfreundlichkeit“ des „Alten Fritz“ braucht wohl kein Wort verloren zu werden, und wenn es überhaupt noch eines Beweises dafür bedarf, daß die Befreiung der Bergleute von soldatischem Dienst einer reiflichen Überlegung auf lange Sicht entsprang, die dem Staatsganzen galt, dann genügt vielleicht der Hinweis, daß der Erlass des Generalprivilegs zwischen zwei Kriege fällt, den „Siebenjährigen“ und den Bayrischen Erbfolgekrieg, daß also alles andere als friedliche Zeiten herrschten.

Daß die Militärfreiheit, welche neben den Bergleuten auch den Eisenhüttenleuten und Stahlschmieden versprochen war, nicht nur auf dem Papier stand und daß der Alte Fritz sehr ungemütlich werden konnte, auch gegenüber Beamten und Offizieren, die bei ihm in hoher Gunst standen, mußte der General von Wolffersdorff erfahren, der nach dem Siebenjährigen Kriege das märkische Infanterieregiment in Hamm kommandierte. Diesem war die „Kantonsfreiheit“ der großen und stämmigen sauerländischen Eisenerbeiter ein Dorn im Auge. Und so marschierte er, um auf eigene Faust eine gewaltsame „Aushebung“ vorzunehmen, an der Spitze seiner Leibkompanie auf die zu seinem „Wehrbezirkskommando“ gehörende Stadt Altena los.

Aber die Altenaer Bürgerschaft war auf dem Posten: die Sturmglocke

erscholl, und von der Arbeit weg verwehrt, unterstützt von den übrigen Bürgern, die baumstarken Drahtzieher ihm mit glühenden Eisenstangen in einer engen Gasse den Einmarsch in die Stadt. Die Frauen gossen nach mittelalterlichem Brauch von den Fenstern aus siedendes Wasser über die Soldaten, die, eines solchen Empfanges nicht gewärtig, keine scharfen Patronen bei sich führten. Nach zweistündigem Straßenkampf mußte der Held des Siebenjährigen Krieges (buchstäblich wie ein begossener Pudel) unverrichtetersache abziehen und dazu noch folgende an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassende eigenhändige Kabinettsorder Friedrichs des Großen einstecken:

Mein lieber General-Lieutenant von Wolffersdorff!

Es ist offiziell angezeigt worden, welche Disturbationen⁶⁾ Er in dem Städtchen Altena in der Grafschaft Mark gemacht hat.

In Erwägung Eurer sonstigen Meriten⁷⁾ will ich diese mauvaise⁸⁾ Geschichte diesmal pardonnieren⁹⁾, werde Euch aber nach Spandau¹⁰⁾ schicken, wenn Ihr je eine ähnliche Abnormität¹¹⁾ Euch solltet zu Schulden kommen lassen.

Sans Souci, den 11. August 1770

Friedrich.

An dieser Stelle seien einige grundsätzliche Ausführungen zum Kriegsdienst des deutschen Bergmanns gestattet:

Im frühen Mittelalter hatte der Bergmann die Rechte und Pflichten des freien Mannes besessen. Eine dieser Pflichten war die Teilnahme am Kriegsdienst. Der Knappe war nach Art der ritterlichen Vasallen seinem Herrn sogar zu besonderer Treue verpflichtet. In der mittelalterlichen Kriegsgeschichte spielen die durch besondere technische Leistungen ausgezeichneten Kriegstaten der Bergleute eine große Rolle. Als jedoch der Waffendienst nicht mehr als Ehrenpflicht des freien Mannes galt, sondern zum Lohnberuf geworden war, wurden die Bergleute vom Waffendienst befreit. Dieses Vorrecht hat ihnen noch Friedrich der Große durch das erwähnte Generalprivileg bestätigt. Es wurde erst aufgehoben, als in den Befreiungskriegen das erste deutsche Volksheer geschaffen wurde. Doch auch dann noch wurde den Bergleuten durch die Kabinettsorder vom 14. August 1813 zugesichert, daß sie,

„wenn sie zum Kriegsdienste ausgehoben werden, nur zum Mineur- oder Pionirdienst gebraucht werden sollen“.

Wie wenig es nötig war, an die vaterländische Gesinnung der Bergleute zu appellieren, beweist die Tatsache, daß in den Befreiungskriegen die Mansfelder Knappenschaft sich ungerufen zu einem Pionierbataillon zusammenschloß, den mit Schlägel und Eisen geschmückten bergmännischen Tschako mit Landwehrkreuz und Lederschirm versah, sich Achselklappen auf den mit blauen Aufschlägen gezierten schwarzen Bergmannskittel heftete und so ins Feld zog.

Die vorliegende Betrachtung sei abgeschlossen mit den letzten bedeutsamen Privilegien, die ein großer Deutscher, ein echter Bergmann und gleichzeitig ein überragender Staatsmann gegen Ende des 18. Jahrhunderts verlieh, als er, siebenundzwanzigjährig, von Friedrich dem Großen zum Oberberggrat, Direktor der westfälischen Kohlenbergwerke und Präsidenten des Bergamtes Wetter an der Ruhr ernannt war: der Freiherr vom Stein.

Er selbst sagte später darüber:

„Ich gab dem westfälischen Bergmann die erste Selbstverwaltung und Mitberatung in Preußen. Er hat mich nicht enttäuscht!“

Und der greifbare Erfolg:

Eine Fördersteigerung im märkischen Kohlenbergbau innerhalb von drei Jahren um mehr als 25 v. H.! Erzielt durch freiwillige höhere Leistung der Altbergleute und durch Meldungen von Neubergleuten, die stolz darauf waren, in diesen so bevorzugten Berufsstand eingereiht zu werden.

Damit sei der kurze Rückblick auf die Sonderstellung des Bergmanns in früheren Zeiten abgeschlossen. Möge nicht nur der Kumpel daraus ersehen, wie hoch die Wertschätzung war, die der Bergmann einst genoß, und die seinen Berufsstand aus der Reihe der übrigen Berufe heraus hob, sondern mögen vor allem unsere heutigen Politiker und Staatsmänner beim Durchlesen nachdenklich gestimmt werden und ihr bisheriges Urteil und ihre zumeist negative Haltung selbstkritisch auf die Waagschale zeitloser Bewährung legen!

W. Debus

⁶⁾ Unfug ⁷⁾ Verdienste ⁸⁾ übele ⁹⁾ verzeihen ¹⁰⁾ d. h. ins Gefängnis ¹¹⁾ Blödsinn

Kohlenabbau unter

dem Dortmunder Hafen

Die Schachtanlage Kaiserstuhl betreibt zur Zeit die Ausrichtungsarbeiten für den Abbau im westlichsten Teil ihres Grubenfeldes. Hier stehen noch erhebliche Kohlenvorräte an, die auf 40 Millionen Tonnen geschätzt werden. Zum größten Teil handelt es sich um hochwertige Fettkohlen, die für die Kokserzeugung benötigt werden.

Über Tage liegt in diesem Teil des Grubenfeldes der Dortmunder Hafen. Mit einem Jahresumschlag von 4,5 Millionen Tonnen ist er einer der größten Binnenhäfen Europas. Als Umschlagplatz für die über den Dortmund-Ems-Kanal herangeführten Erze ist der Hafen für die Dortmunder Hüttenindustrie von besonderer Bedeutung.

Die Kanalhaltung, deren Kopf der Dortmunder Hafen bildet, reicht von Dortmund bis Henrichenburg und ist 15 Kilometer lang. Sie liegt etwa 14 Meter höher als das Unterwasser des Dortmund-Ems-Kanals bei Henrichenburg. Der Höhenunterschied von 14 Metern wird hier durch ein Schiffshebewerk bzw. durch eine Schachtschleuse überwunden.

Mit Rücksicht auf die Hafenanlagen mußte Kaiserstuhl bisher auf den Abbau der unter dem Hafen anstehenden Kohlenvorräte verzichten. Es ist nämlich nicht möglich, Abbau zu betreiben, ohne daß an der Tagesoberfläche Absenkungen entstehen. Selbst wenn der Abbau mit Vollversatz geführt wird, das heißt, wenn die ausgekohlten Räume vollkommen mit Bergen verfüllt werden, entstehen an der Tagesoberfläche noch Absenkungen bis zu 50 v. H. der abgebauten Flözmächtigkeit. Kanäle und besonders Hafenbecken sind jedoch gegen Absenkungen, wie sie der Bergbau hervorruft, sehr empfindlich. Jede Kanalhaltung stellt eine Wanne dar, die bis fast an den Rand mit Wasser gefüllt ist. Wird solch eine Wanne an einer Stelle unterbaut und auch nur um wenige Dezimeter abgesenkt, so würde das Wasser über die Ufer treten.

Es gibt drei Möglichkeiten, Bergsenkungen an einer Kanalhaltung auszugleichen:

1. Die abgesenkten Kanalufer werden der Absenkung entsprechend aufgehöhht.

2. Der abzusenkende Teil einer Kanalhaltung wird von der übrigen Strecke durch eine zusätzliche Schleuse abgetrennt, so daß im absinkenden Teil gleichlaufend mit den Bergsenkungen eine Wasserspiegelabsenkung durchgeführt werden kann.

3. Ist es möglich, die gesamte Kanalhaltung gleichmäßig abzusenken, dann erübrigt sich der Bau einer zusätzlichen Schleuse, und die Wasserspiegelabsenkung erfolgt gleichlaufend mit den Bergsenkungen auf der ganzen Haltung. Es brauchen hier nur die angrenzenden Schleusen umgebaut zu werden.

Absenkungen an einer Kanalhaltung lassen sich im allgemeinen nur auf der freien Strecke durch eine Aufhöhung der Ufer ausgleichen. Bei Hafenanlagen können dagegen mit Rücksicht auf die Umschlagseinrichtungen Absenkungen auf diese Weise im größeren Umfange nicht ausgeglichen werden. Hier können die Senkungsschäden nur durch den Bau einer zusätzlichen Schleuse bzw. durch eine Wasserspiegelabsenkung beseitigt werden.

Der Bau und Betrieb einer Schleuse ist jedoch außerordentlich teuer und behindert außerdem den Schiffsverkehr.

Eine Wasserspiegelabsenkung, die mit wesentlich geringeren Mitteln durchgeführt werden kann, setzt jedoch voraus, daß die gesamte Kanalhaltung gleichmäßig unterbaut und abgesenkt wird.

Die Durchführung einer Wasserspiegelabsenkung im Dortmunder Hafen erfordert im Grubenfeld von Kaiserstuhl besondere Maßnahmen bei der Abbauführung, da hier eine ausgedehnte Fläche – nämlich das gesamte Hafenfeld – gleichmäßig abgesenkt werden muß.

Die gleichmäßige Absenkung einer größeren Fläche kann dadurch erreicht werden, daß die Flözflächen, die zunächst in Verhieb genommen werden, schachtbrettartig über die gesamte abzubauende Fläche verteilt werden. Da die durch einen Abbau hervorgerufenen Senkungen weit über den Abbaurand hinausgreifen, entsteht bereits durch den Abbau der schachtbrettartig angeordneten Teilflächen eine verhältnismäßig gleichmäßige Absenkung der gesamten unterbauten Tagesoberfläche. Werden anschließend die zunächst stehengelassenen Flözflächen abgebaut, dann wird schließlich eine vollkommen gleichmäßige Absenkung erreicht.

Eine Untersuchung, die von den an der Kanalstrecke Dortmund–Henrichenburg gelegenen Zechen in Zusammenarbeit mit der Wasserstraßendirektion Münster vorgenommen wurde, kam zu dem Ergebnis, daß der Dortmunder Hafen und die anschließende Kanalstrecke größtenteils gleichmäßig unterbaut und abgesenkt, eine Wasserspiegelabsenkung somit durchgeführt werden könnte. Vor Beginn der Wasserspiegelabsenkung müssen die Abstiegsbauwerke bei Henrichenburg – das Hebewerk und die Schachtschleuse – umgebaut werden. Außerdem müssen einige Streckenabschnitte, die auf Grund der geologischen Verhältnisse nicht unterbaut werden können, durchgebagert werden, das heißt, die erforderliche Tauchtiefe wird an dieser Stelle durch eine Vertiefung der Kanalsohle hergestellt.

Auch bei der Durchführung dieses Projektes, das hinsichtlich der Kosten am günstigsten liegt, werden die Aufwendungen für die Beseitigung von Senkungsschäden noch außerordentlich hoch sein.

Im Interesse der Allgemeinheit ist es jedoch erforderlich, daß die unter dem Hafen und dem Kanal anstehenden erheblichen Kohlenvorräte der Volkswirtschaft nicht verlorengehen, sondern abgebaut werden.

Die beteiligten Zehengesellschaften haben sich daher entschlossen, den Abbau unter dem Kanal und Hafen aufzunehmen und so zu führen, daß möglichst gleichmäßige Senkungen hervorgerufen werden.

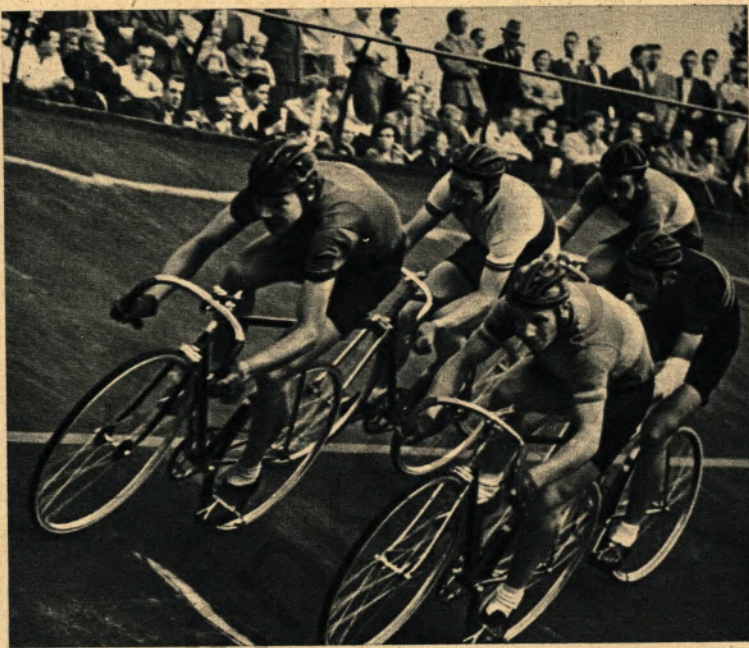
In den Jahren 1961 bis 1975 soll der Wasserspiegel den Bergsenkungen folgend um 1,55 Meter allmählich abgesenkt werden.

Kaiserstuhl wird in dieser Zeit aus dem Hafenfeld täglich 1800 Tonnen Kohle fördern.

Niederhofer



102 Kleingärtner, darunter 17 Frauen, ehrte der Kleingärtnerverein „Hafenwiese“ für 25jährige treue Mitgliedschaft. Der Verein feierte zugleich sein eigenes Silberjubiläum. Aus diesem Anlaß war der Festsaal des Vereinshauses mit Blumen und Girlanden geschmückt. Im Jahre 1930 stellten ihm die Hoesch Werke das Gartengelände zur Verfügung. Neben der Kapelle Alexander Romachowski sorgte der Männergesangsverein „Westfalen“ unter Leitung von Josef Schäfers für die musikalische Gestaltung des Abends. Als Gäste konnte erster Vorsitzender Heinrich Keuning seinen Bruder, den Oberbürgermeister der Stadt Dortmund, sowie Vertreter der Hoesch Werke, unter anderem Vermessungsingenieur August Wirtz, der damals das Kleingartengelände vermessen hatte, begrüßen. Als Festredner betonte der zweite Stadtverbandsvorsitzende August Riek, daß der Sinn eines Kleingartens nicht nur im Ernteertrag zu sehen sei, sondern man solle den Kleingarten vielmehr als Ort der Erholung innerhalb des Stadtgebietes zu schätzen wissen.



Zu einem vollen Erfolg wurden die Veranstaltungen, die die Westfalenhütte zugunsten der Krebsforschung in ihren Sport- und Erholungsanlagen durchführte. 50 000 Besucher kamen zu den Veranstaltungen. Ein vielseitiges Programm bestritten Artisten, Berufssportler wie auch Amateure. Arbeitsdirektor Berndsen erläuterte während seiner Eröffnungsansprache, warum auch die Industrie an der Krebsbekämpfung so sehr interessiert sei. Denn mit der Gesundheit erhalte man zugleich die Arbeitskraft. Weiterhin sprach Medizinalrat Dr. Olivier vom Dortmunder Gesundheitsamt. Er gab einen allgemeinen Überblick von den verschiedenen Krankheitsfällen mit Todesfolge während des ersten Halbjahres 1955 im Bezirk Dortmund. Dabei habe der Krebs mit 539 Sterbefällen einen erheblichen Anteil gehabt. Nur durch die bereitwillige Hilfe vieler Mitarbeiter aus dem Betriebe, die ihre Freizeit geopfert haben, um sich in den Dienst der guten Sache zu stellen, und durch die Hilfe aller, die mit Sach- oder Geldspenden beigetragen haben, war die Durchführung der Veranstaltungen möglich. Unser Bild zeigt ein Radrennen während der Veranstaltung.

Die »Abendstimmung« sei keine Abendstimmung, hieß es in dem Brief, den wir von Heinz Brinkmann, der bei Hoesch-Export beschäftigt ist, erhielten. Das Bild unter dem besagten Titel auf der Foto-Wettbewerbsseite des Heftes 7/8 von „Werk und wir“ ist Gegenstand seines Zweifels. Warum es sich hier um keine Abendstimmung handeln könne, versucht der Schreiber mit folgenden Worten zu begründen:

„Die Bäume auf dem Foto sind entlaubt, also ist es in der Zeit zwischen Spätherbst und beginnendem Frühjahr aufgenommen worden. Da die Sonne noch sehr hoch steht – der Fotograf hat den Standpunkt so gewählt, daß sie hinter dem Baum steht, der durch den hellen Fleck unterbrochen ist –, kann es zu dieser Jahreszeit höchstens 14–15 Uhr sein. Zwei Aufnahmen von mir lege ich bei, die eine ähnliche Wirkung haben, beide aber am Nachmittag bei Sonnenschein im Gegenlicht aufgenommen wurden.“ Wir freuen uns über die Aufmerksamkeit von Heinz Brinkmann. Doch wir möchten uns einer Stellungnahme enthalten und es unseren Foto-Wettbewerbsfreunden überlassen, zu entscheiden, ob Heinz Brinkmann recht hat oder nicht. Hier ist die Aufnahme aus Heft 7/8 und daneben eines der eingesandten Bilder.



Über seine Eindrücke und Erlebnisse während eines Ferien-Erholungslagers in Hörnum auf Sylt, das auch in diesem Jahre von der Berufsschule Hagen in Verbindung mit der Schmiedag durchgeführt wurde, berichtete uns Lehrlingsausbilder Heribert Becker:

An dem Ferien-Erholungslager in Hörnum auf Sylt nahmen 44 Berufsschüler und Ausbilder teil. Darunter waren 20 technische und kaufmännische Lehrlinge der Schmiedag/Hagen. Schwer gepackt und voll froher Erwartung gingen wir am Donnerstagabend, dem 1. September, zum Bahnhof. Pünktlich fuhr der Zug ab. Ein letztes Winken, und Hagen lag für zwei Wochen hinter uns. Die Fahrt ging über Hameln, Münster, Osnabrück, Bremen. Am frühen Morgen erblickten wir in der Ferne die Hansestadt Hamburg, deren Hafen alle sehr beeindruckte. Nach kurzem Aufenthalt und einer kleinen Erfrischung ging die Reise weiter über Heide, Husum nach Niebüll, von hier über den zwölf Kilometer langen Hindenburgdamm nach Westerland (Sylt), wo wir nachmittags eintrafen. Der „Dünenexpress“ brachte uns dann zum Fünf-Städte-Heim in Hörnum, wo wir vom Heimleiter herzlich begrüßt wurden.

Weit draußen, in der Nähe des Bahnhofs Hörnum Nord, an der Grenze des ehemaligen Segelfliegerhorstes, steht das große Jugenderholungsheim, in dem wir für die Dauer unseres Ferienaufenthaltes schöne, unvergeßliche Stunden erlebten. Keinem wurde es hier selbst bei schlechtem Wetter langweilig. Kantine, Kegelbahn, Tischtennisräume, Turnhalle, Lese- und Musikzimmer boten in weitem Maße Abwechslung.

Spiel, Sport, Wanderungen und Seefahrten standen im Mittelpunkt der Ferientage, wobei das tägliche Baden in der Nordsee oder eine Wattwanderung den Vorrang einnahmen. Zu einem besonderen Erlebnis wurde die Besichtigung einer Hallig, deren Bewohner und Verhältnisse wir eingehend kennenlernten. Am 16. September waren unsere schönen Tage auf Sylt vorbei. Auf unserer Rückreise machten wir einen Abstecher nach Hamburg, wo einige Sehenswürdigkeiten auf uns warteten.





Großalarm in Hohenlimburg

Deutsches Rotes Kreuz führte Rettungs- und Sanitätskursus durch

Am frühen Nachmittag des 29. September heulten plötzlich die Sirenen der Hoesch Walzwerke in Hohenlimburg auf. Zuvor konnte man beobachten, daß aus einer Maschinenhalle dichte Rauchschwaden hervorquollen. Donnernder Krach einer Detonation erfüllte die Umgebung. Wenige Minuten später brausten drei Wagen des Werkschutzes und der Feuerwehr mit ihren hellen Warnsignalen durch das Fabriktor. Was war passiert?

Der Rundfunk war auch da

Der Leser mag sich von seinem Schrecken erholen, denn am 29. September handelte es sich lediglich um eine Übung des Werkschutzes, die in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Roten Kreuz veranstaltet wurde.

Zu diesem Ereignis waren prominente Gäste erschienen. Unter anderem Landeshauptmann a. D. Dr. Bernhard Salzmänn, Aufsichtsratsmitglied der Hoesch Werke AG., hier in seiner Eigenschaft als Präsident des Landesverbandes des DRK von Westfalen, Leiter der Pressestelle des DRK in Bonn Heudtlas sowie Landesbeauftragter des DRK von Westfalen, Karl Hünermann. Auch der Nordwestdeutsche Rundfunk war mit einem Übertragungswagen zu Besuch. NWDR-Reporter Erasmy führte eine Reportage von der Übung durch, die am übernächsten Tage in der Sendung „Welt der Arbeit“ im Rundfunk zu hören war. Eine ganze Reihe Zaungäste hatte sich um das Werksgelände versammelt, die sich dieses Ereignis nicht entgehen lassen wollten.

25 Laienhelfer zeigten ihr Können

Ein dreitägiger Kursus war vorausgegangen, der nun in der Übung seinen Höhepunkt fand. 25 Betriebsangehörige der Hoesch Walzwerke in Hohenlimburg waren hier von dem Lehrbeauftragten des Landesverbandes des Deutschen Roten Kreuzes als Laienhelfer ausgebildet worden. Die Teilnahme an einem solchen Kursus ist freiwillig, und die Tätigkeit geschieht ehrenamtlich.

Die frischgebackenen Laienhelfer sollten nun zeigen, was sie in den drei Tagen gelernt hatten. Die Übung verlief in drei Phasen: Detonation, Brand und Bergung der Verwundeten und ihre Versorgung am Hauptverbandspatz.

Als „Verwundete“ hatten sich Jungen des Mimtrupp von der Jugendabteilung des DRK aus Hagen zur Verfügung gestellt. Sie spielten ihre Rolle ausgezeichnet. Mit Plastikmasse und Farbe hatten sie sich verschiedene Wunden aufgeschminkt. Auf Tragbahnen wurden sie von den mit Gasmasken und Schutzanzügen ausgerüsteten Laienhelfern aus der „brennenden Werkschalle“ herausgetragen. Dabei boten sich Anblicke, daß ein Uneingeweihter an die Echtheit der Verwundungen und an einen wirklichen Unfall hätte glauben müssen. Sachgemäß wurde von den Laienhelfern Erste Hilfe geleistet. Die Pseudoverwundeten setzten solch leidende Mienen auf und lebten





sich so in ihre Rolle ein, daß man den Eindruck hatte, sie glaubten wirklich daran, verwundet zu sein. Denn sie ließen sich durch keine Ablenkungsmanöver beirren, die die Umstehenden schon manchmal versuchten.

Prüfung bestanden

Inzwischen hatte die Feuerwehr ihre Wasserpumpen am nahegelegenen Löschteich aufgestellt und die Schläuche angeschlossen. Die Leitern wurden an der „brennenden Werkshalle“ hochgewunden, und bald zischte der scharfe Wasserstrahl in die „Glut“.

Unter dem Kommando ihres Leiters Fritz Schiffers hatten es der Werkschutz und die Laienhelfer bald geschafft. „Das Feuer konnte gelöscht werden.“ „Die Verwundeten“ waren geborgen, die ersten Notverbände angelegt, und die Krankenwagen befanden sich schon auf dem Wege zum Krankenhaus. Dann ertönten noch einmal die Werks sirenen und kündeten damit an, daß die Aktion beendet war. Mit der Feuerwehr waren im ganzen 75 Mann an der Übung direkt beteiligt gewesen.

Hoesch Walzwerke beispielgebend

In seiner Begrüßungsansprache wies Direktor Dr. Wimmer auf die Notwendigkeit der Einrichtung eines freiwilligen Unfalldienstes hin, denn mit außergewöhnlichen Betriebsunfällen müsse immer gerechnet werden, und in solchen Fällen sei jede Hilfe unersetzlich. Im Verein mit dem Werkschutz, der seine Tätigkeit berufsmäßig ausübt, und dem alle technischen Unfallschutzmittel zur Verfügung stehen, sollten die Laienhelfer wirksam sein. Sein besonderer Dank galt dem Landeshauptmann a. D. Dr. Salzmann, auf dessen Wirken hin diese Aktion zustande gekommen sei.

Landeshauptmann a. D. Dr. Salzmann hingegen dankte wiederum der Betriebsleitung der Hoesch Walzwerke in Hohenlimburg, die auf seinen Vorschlag eingegangen und damit einem allgemeinen Anliegen des Deutschen Roten Kreuzes entgegengekommen sei. In jedem deutschen Betriebe sollte eine solche Aktion „im Dienst am Nächsten“ durchgeführt werden. Das Deutsche Rote Kreuz strebe daher mit der Industrie Verbindungen an, um in den Werken Lehrgänge für Laienausbildung ermöglichen zu können.

Die Hoesch Walzwerke in Hohenlimburg, die als erste Firma im Bundesgebiet einen Laienhelferkursus mit anschließender Übung durchgeführt habe, sei hiermit beispielgebend für alle anderen deutschen Werke.

Bild Seite 374 unten: Landeshauptmann a. D. Dr. Salzmann während seiner Ansprache vor Gästen, Pressevertretern und Teilnehmern der DRK-Übung. Rechts von Dr. Salzmann sind Dr. Wimmer vom Vorstand der Hoesch Walzwerke AG und der Vorsitzende des Gesamtbetriebsrats, Rudolf Finkensiep, mit weiteren Betriebsratsmitgliedern zu sehen.

Bild oben links: NWDR-Reporter Erasmy während seiner Reportage. Neben ihm Presseleiter des DRK, Heudtlas, und Landesbeauftragter von Westfalen, Karl Hünermann.

Bild oben rechts: Landeshauptmann a. D. Dr. Salzmann fragte einen „Mimen“ vom Mimtrupp des DRK: „Na, Kleiner, wo fehlt's denn?“ Keine Antwort. „Hör mal, du kannst mir ruhig eine Antwort geben, ich heiße Salzmann, war Landeshauptmann, dein oberster Chef.“ Darauf der Junge: „Ich bin tot, und wenn ich tot bin, dann bin ich eben tot.“

Bild Mitte: Hier wird einem „Verwundeten“ die Erste Hilfe zuteil. Landeshauptmann a. D. Dr. Salzmann und Dir. Dr. Wimmer schauen interessiert zu.

Bild unten: Die Bergung und Versorgung der Verwundeten wurde wie im Ernstfall konsequent bis zum Abtransport ins Krankenhaus durchgeführt.



Hoesch-Steckenpferdturnier 1955

Das war ein großer Augenblick für alle Mitarbeiter aus den Werken des Hoesch-Kreises, die seit Monaten (und manche schon seit Jahren) ihre Steckenpferde gesattelt hatten: Am 26. September 1955 wurde im Festsaal der Westfalenhütte das bereits im Dezember vergangenen Jahres in der Werkzeitschrift „Werk und wir“ angekündigte Steckenpferdturnier 1955 gestartet. Nahezu 50 Belegschaftsmitglieder hatten sich zur Teilnahme gemeldet und über 350 Arbeiten der verschiedensten Art hatten sie eingereicht. Seit Wochen bereits türmten sich in der Redaktion die Arbeiten: Plastiken, Bilder, kunstgewerbliche Gegenstände, Messing- und Silberschmiedearbeiten, Leuchter, Kannen, Scherenschnitte und was sonst noch in den Mußestunden unserer Mitarbeiter entstanden war. Und tagelang vorher schon waren die Mitarbeiter der Hoesch-Sozialabteilung beschäftigt gewesen, um der Ausstellung auch das äußere Gesicht zu geben, das der Mühe, die sich unsere Steckenpferdreiter gegeben hatten, entsprach. Es sollte keine „Kunstausstellung“ werden – darüber waren sich alle klar – aber die Ausstellung sollte ein „Gesicht“ haben, so wie jede einzelne Arbeit ihr „Gesicht“ hatte.

Steckenpferd schützt vor Einseitigkeit

Am Morgen des 26. September war es so weit: Viele Steckenpferdreiter waren selbst erschienen, dazu Vorstände und Geschäftsführungen vieler unserer Werke, die Betriebsräte, die Presse und eine große Zahl weiterer Gäste. „Wir sind froh darüber“, erklärte Dr. Harald Koch im Namen des Vorstands der Hoesch Werke in seiner Begrüßungsansprache, „daß unser Aufruf an die Belegschaftsmitglieder der Hoesch Werke AG, sich an dieser Ausstellung, an unserem Steckenpferdturnier 1955, zu beteiligen, einen solchen Widerhall gefunden hat. Wir danken allen Belegschaftsmitgliedern, die sich an diesem Turnier beteiligen, indem sie die Kinder ihrer Mußestunden freundlichst zur Verfügung stellten.“ Und im Verlauf seiner Ansprache hob er hervor: „Das Steckenpferd schützt geradezu vor Einseitigkeit im Wissen – und damit, so möchte ich behaupten – in der Gesinnung. Denn bei der Beschäftigung mit dem Steckenpferd arbeiten Hand, Kopf und Herz zusammen. Jede beliebige Arbeit wird dem Wissenden ein Anreiz zum Nachdenken und zu innerer Bereicherung sein.“

In einer Woche: Fast 3000 Besucher

Dann erklärte Dr. Harald Koch die Ausstellung für eröffnet. Und bereits bei der ersten Besichtigung vernahm man von den Gästen Worte des Erstaunens und des Lobes für die „Kinder der Mußestunden unserer Belegschaftsmitglieder“, wie Dr. Koch die Steckenpferdarbeiten genannt hatte. Die Presse berichtete in ausführlichen Artikeln über die Ausstellung. Und daß die Ausstellung anlockte, zeigen am besten die Besucherzahlen. Bereits am ersten Ausstellungstage besichtigten nahezu 700 Personen die ausgestellten Arbeiten. Insgesamt besuchten während der einen Woche vom 26. September bis zum 2. Oktober, in der die Ausstellung geöffnet war, rund 3000 Personen die Ausstellung. Und fast die Hälfte dieser Besucher gab auf Zetteln ihre Meinung über die ausgestellten Arbeiten ab und nannte Arbeiten, die besonders gut gefielen. Es war keine Seltenheit, daß auf diesen Zetteln Anmerkungen standen, wie: „Die Ausstellung ist im ganzen fabelhaft“ oder „Ich kann mich

für keine einzelne Arbeit entscheiden, ich finde alles höchst erstaunenswert.“ Ein Rentner schrieb: „Ich hätte nicht gedacht, daß die Kollegen bei ihrer schweren Arbeit noch solche Kunstwerke schaffen können“, und ein anderer – ein junger Mitarbeiter der Westfalenhütte – schrieb auf seinen Zettel: „Bei der nächsten Ausstellung bin ich mit dabei.“

Ein schwieriges Kapitel: Die Preise

Die Veranstalter der Ausstellung waren Optimisten. Aber ihr Optimismus wurde durch die Wirklichkeit noch übertroffen. Kein Wunder, daß es ihnen gelindes Kopfzerbrechen bereitete, die angekündigten Preise zu verteilen. Wie sollte man etwa eine Münzsammlung mit einer Plastik oder gar einer selbstgebastelten Geige vergleichen? Und es tauchten ernsthaft Bedenken auf, ob es überhaupt möglich sei, Preise zu verteilen. Also entschloß man sich, zunächst einmal jedem Teilnehmer, der nicht mit einem Preis bedacht wurde, durch eine Buchgabe zu danken. Darüber hinaus verteilte man – nach sorgfältig erwogenen Gesichtspunkten – sechs Preise einer Gruppe I und 14 Preise einer Gruppe II. Den Preisträgern wurde es freigestellt, sich für einen Fotoapparat, eine Uhr oder für etwas, was in enger Beziehung zu seinem Hobby steht, zu entscheiden. Für jeden Preisträger der Gruppe I wurden 250 DM, für die Gruppe II 100 DM ausgesetzt. Alle Preisträger sind auf den nachfolgenden Seiten nochmals vorgestellt.

Die „Steckenpferd-Ausstellung“ wandert

Bei dem großen Interesse, das unserer Steckenpferd-Ausstellung bei unserer Belegschaft, aber auch in der Öffentlichkeit entgegengebracht wurde, nimmt es nicht wunder, daß nach Abschluß der Ausstellung im Festsaal der Westfalenhütte sich zahlreiche Stimmen meldeten, man solle die Ausstellung „wandern“ lassen. Als erste bemühte sich die Dortmunder „Brücke“, die Ausstellung in ihren Räumen am Burgtor in Dortmund einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Vom 5. bis zum 19. Oktober war die Steckenpferd-Ausstellung in der „Brücke“ und wurde dort nochmals von einigen tausend Menschen besichtigt. Anschließend war sie in Hohenlimburg aufgebaut, um dort von den Belegschaftsmitgliedern der Hoesch Walzwerke AG besucht zu werden. Und dann wird ihre vorläufig letzte Station bei der Schmiedag in Hagen sein.

Das nächste Mal: Mit dabei

In zahlreichen Gesprächen haben uns Teilnehmer am jetzigen Steckenpferdturnier versichert, daß sie beim nächsten Mal wieder mit dabei sein würden, wenn im Verlauf der nächsten Jahre wieder eine Ausstellung veranstaltet würde. Andere, die dieses Mal nicht mitmachen, wollen es beim nächsten Mal tun. Wie sagte doch Dr. Harald Koch bei seiner Begrüßungsansprache? „Wir dürfen davon ausgehen, daß sehr sehr viele aus einem falschen Gefühl heraus, vielleicht aus falscher Bescheidenheit, aus zu harter Kritik an der eigenen Arbeit sich an dieser ersten Ausstellung noch nicht beteiligten. Wir hoffen, daß sie uns ihre Arbeiten bei der nächsten Ausstellung zur Verfügung stellen.“

Wir hoffen auf das nächste Steckenpferdturnier!



JOHANN ADAMZIK

im Betrieb aufzufinden, war für uns gar nicht so einfach, denn er gehört zu den Leuten im Werk, die dauernd unterwegs sind. Er ist in der Neubauteilung der Westfalenhütte als Verbindungsmann zwischen Neubauteilung und Werkseisenbahn eingesetzt. Er überwacht die Transporte. Als wir ihn dann endlich aufgefunden hatten, war er gern bereit, uns über sein Hobby zu erzählen. „Als Siedler in Kirchderne muß man alles können.“ Er habe nämlich in Kirchderne ein Siedlungshäuschen, und so manche Feierabendstunde habe er auf dem Bauplatz verbracht, um endlich einziehen zu können. Ein kleiner Garten um sein Haus bereitet ihm besondere Freude. Zum erstenmal konnte er in diesem Jahre ernten. In ein neues Haus gehören natürlich Möbel, auch dafür hat Johann Adamzik gesorgt. Er fand immer noch Zeit, sich während des Feierabends einen Tisch und einen Schrank zu zimmern. Johann Adamzik ist 15 Jahre bei Hoesch tätig.

ner Garten um sein Haus bereitet ihm besondere Freude. Zum erstenmal konnte er in diesem Jahre ernten. In ein neues Haus gehören natürlich Möbel, auch dafür hat Johann Adamzik gesorgt. Er fand immer noch Zeit, sich während des Feierabends einen Tisch und einen Schrank zu zimmern. Johann Adamzik ist 15 Jahre bei Hoesch tätig.

RUDI CHRISTOFFEL

aus Trier scheute die große Entfernung nicht und ließ es sich nicht nehmen, mit Arbeiten am Steckenpferd - Turnier teilzunehmen. In dem Begleitschreiben zu seinen Arbeiten heißt es: „Ich war früher Silberschmied, bin aber seit 1950 beim Trierer Walzwerk AG, Werk Trier.“ Daß er neben den Schmiedearbeiten noch andere Arbeiten ausführt, entnehmen wir weiter seinem Schreiben: „Nebenbei versuche ich es auch noch mit Stoffmalerei und Batik und einem bißchen Modellieren.“ Es geht ihm wie vielen unserer Hobbyfreunde, die ein Lied von der Raumnot zu singen wissen. „Leider kann ich in meiner jetzigen Wohnung keine größeren Treibarbeiten mehr ausführen. Als Werkstatt dient mir im allgemeinen der Küchentisch.“



PAUL EICHLER

17 Jahre war Paul Eichler im Thomaswerk der Westfalenhütte als erster Pfannenmann tätig. Im Oktober 1951 erlitt er einen Unfall, der ihn 20 Wochen an das Bett fesselte. Um sich auf seinem Krankenlager die Zeit zu vertreiben, kam er auf die Idee, Gedichte zu schreiben. „Ich mußte während meines Krankseins erkennen, daß die Welt ganz anders aussieht, wenn man in Ruhe über diese oder jene Dinge nachdenken kann. Man wird besinnlicher.“ Seinen Hang, etwas zu schreiben, hat er aus seiner Krankheitszeit mit in den heutigen Alltag hinübergenommen. Heute ist er beim Werkschutz der Westfalenhütte als Wächter beschäftigt. Während seiner Tätigkeit, besonders dann, wenn er Spätdienst hat, und er in seinem Häuschen sitzt, nutzt er jede freie Minute aus, um den Bleistift in die Hand zu nehmen. Das Gedichteschreiben ist ihm seit seiner Krankheit zur lieben Gewohnheit geworden.



JOHANNES BAUM

kommt von der „Waterkant“; er ist gebürtiger Flensburger und war lange Zeit auf See. Während des Krieges war er bei der Kriegsmarine. Seine Vorfahren sind alle Seeleute gewesen. Diese Umstände begründen seine Liebhaberei für Segelschiffsmodelle. Als alte Wasserratte kennt er alle Arten von Jachten und Schiffen. Mit den einfachsten Mitteln hat er seine schneidigen Schiffsmodelle nach eigenen Entwürfen und Konstruktionen oder nach Vorbildern richtiger Segelschiffe gebaut. Nach seiner Gefangenschaft ging er nicht wieder nach Schleswig-Holstein zurück, weil dort die Arbeits-

verhältnisse weniger günstig sind. Seit 1951 ist Johannes Baum als Kesselschmied in der Kesselschmiede der Westfalenhütte tätig.

HELMUT BELZ

hatte Urlaub, und da ein Bild von ihm zu bekommen, schien fast aussichtslos. Die Hoffnung, ihn unseren Lesern vorstellen zu können, hatten wir schon aufgegeben. Da erschien er plötzlich in unserer Redaktion: Einige Erkundigungen über seinen Gewinn wollte er sich einholen. Bei dieser Gelegenheit haben wir ihn sofort befragt. Die Idee mit der Hobby-Ausstellung sei „prima“ gewesen, nur Briefmarkensammler hätten gefehlt. Für seine Aquarelle und Porträts haben ihm seine Familienmitglieder Modell gestanden. Sein Grundsatz ist, immer etwas ganz zu schaffen. Darum hat er sich bisher ausschließlich



Aquarellen gewidmet, um diese Technik ganz zu beherrschen. Wenn nächstes Jahr wieder eine Ausstellung gestartet wird, will er mit Ölgemälden überraschen. Bis dahin glaubt er sich auch mit dieser Technik genügend vertraut gemacht zu haben, um mit anspruchsvollen Bildern aufwarten zu können. „Jetzt fehlt nur noch ein Bild von Ihnen, Herr Belz, und nun ist unser Fotograf nicht da.“ Doch ein Glück kommt selten allein. Als Herr Belz die Stufen der Hauptverwaltung hinunterging, kam ihm unser Fotograf entgegen. Der hat schnell zugeknipst. Am 27. Oktober ist sein Urlaub zu Ende, dann nimmt er seine Tätigkeit in der Zurihterei als Schienenverputzer wieder auf.

HANS FIEGEN

Mitten im Getriebe der Lehrwerkstatt der Westfalenhütte stand Hans Fiegen im Kreise seiner Lehrlinge, denen er gerade einenschmiedetechnischen Handgriff beizubringen versuchte, als wir eine Aufnahme von ihm machen wollten. Sein Hobby sind Kunstschmiedearbeiten, so daß er selbst nach Feierabend das Handwerkszeug nicht aus der Hand legt, sondern dann zu eigenem Zweck und Vergnügen verschiedene Gebrauchsgegenstände schmiedet. Sein Heim zieren zahlreiche Kunstschmiedearbeiten, die er selbst geschaffen hat. Auch seinen Verwandten und Bekannten weiß er zu festlichen Gelegenheiten die richtigen Geschenke zu schaffen. Bald sind es sechs Jahre her, daß Hans Fiegen bei der Westfalenhütte als Schmiedemeister anfang. Zu unserer Hobby-Ausstellung meinte er, daß handwerkliche sowie kunstgewerbliche Arbeiten zu wenig vertreten gewesen seien. „Die meiste Arbeit machen doch jene Gegenstände, sie erfordern viel Mühe und Liebe zur Sache.“







FRANZ GALLONG

ist ein vielseitiger Mann. Sowohl auf dem Gebiete der Malerei, der kunstgewerblichen Arbeiten als auch der Musik ist er zu Hause. Früher hat er in verschiedenen Musikkapellen das Waldhorn geblasen. Aber von jeher ist ihm die Geige das liebste Instrument gewesen. Als Fünfzehnjähriger durfte er sich von seinem gesparten Taschengeld eine Geige kaufen. Sie hat ihm Jahre hindurch viel Freude bereitet. Doch dann wollte er eine Geige besitzen, die einen schöneren Klang hat. Eine neue Geige zu kaufen, war zu kostspielig. So kam Franz Gallong auf die Idee, sich selbst eine Geige zu bauen. Mit den einfachsten Handwerkszeugen brachte er das Werk zustande. Viel Mühe und Geduld hatte es gekostet, aber dann konnte er das erste Lied auf ihr spielen, und der schönere Klang lohnte die Mühen. Neben all dieser Arbeit hat er sich auch noch einen Musikschrank während seiner Freizeit geschaffen. 37 Jahre ist Franz Gallong schon bei Hoesch.

fachsten Handwerkszeugen brachte er das Werk zustande. Viel Mühe und Geduld hatte es gekostet, aber dann konnte er das erste Lied auf ihr spielen, und der schönere Klang lohnte die Mühen. Neben all dieser Arbeit hat er sich auch noch einen Musikschrank während seiner Freizeit geschaffen. 37 Jahre ist Franz Gallong schon bei Hoesch.



GUDRUN HAUSDORF

Leider war sie krank. Gudrun Hausdorf mußte das Bett hüten, so daß wir sie nicht erreichen konnten. Ein Bild haben wir aber trotzdem von ihr. Während der Eröffnungsfeier der Hobby-Ausstellung hat unser Fotograf eins von ihr geschossen, als sie vor „ihren“ Bildern stand. Damals erzählte sie uns, daß sie gern Graphikerin geworden wäre, doch durch die Kriegsumstände sei es leider nicht dazu gekommen. Als Stenotypistin scheint sie sich auch ganz wohl zu fühlen. Das nimmt bei solch netten Kolleginnen aus der Liegenschaftsabteilung auch nicht wunder, die sie wäh-

rend ihrer Krankheit gern besuchen. Von ihnen haben wir denn auch erfahren, daß Gudrun Hausdorf im Volksbildungswerk in Wanne-Eickel, wo sie wohnt, an Abendlehrgängen teilnimmt, um sich weiterzubilden. Drei Jahre ist sie schon bei den Hoesch Werken tätig. Sollte Gudrun Hausdorf noch krank sein, wenn diese Ausgabe von „Werk und wir“ sie erreicht, so wünschen wir ihr auf diesem Wege gute Besserung.



WERNER IN DER HEGGEN

Es ist wohl eine unbewußte Reisesehnsucht nach fernen Ländern, die Werner in der Heggen veranlaßt, Schiffs- oder Eisenbahnmodelle zu basteln. Das bestätigte er uns dann auch und drückte seinen Hang zum Hobby mit „Fernweh“ aus. Den richtigen Lokomotiven hatte er es abgeschaut, um seine Lok auch naturgetreu bauen zu können. So manche freie Stunde habe er auf dem Bahnhof gestanden und sich die „großen Brüder“ seiner kleinen Loks richtig angesehen, oder er habe sich mit Lokomotivführern unterhalten, die ihm einige Tips gegeben hätten. Werner in der

Heggen ist technischer Angestellter in der Lehrwerkstatt der Westfalenhütte. Dort hat er die von den Lehrlingen angefertigten Arbeitsstücke zu überprüfen und zu beurteilen. Daneben ist es auch seine Aufgabe, die Lehrlinge in die Meßlehre einzuführen. In zwei Jahren begeht er sein 40jähriges Dienstjubiläum bei Hoesch.

HEINZ KALISCH

Wer kennt nicht den „Lappes aus'm Martinwerk“, den Mann, der immer gegen die Unfallverhütungsregeln verstößt. Die Folge ist klar: Lappes trägt jedesmal eine neue „Macke“ davon. Heinz Kalisch ist der Schöpfer dieser Gestalt. Der Unfallschutz hatte vor zwei Jahren ein Preisausschreiben veranstaltet. Für die beste graphische Idee für Unfallverhütung war ein Preis ausgesetzt. Heinz Kalisch hatte ihn gewonnen. Nun erscheint sein Lappes schon zwei Jahre im Mitteilungsblatt „Westfalenhütte“. „Früher in der Schule habe ich im Zeichnen immer eine ‚Eins‘ gehabt. Gerne wäre ich Graphiker geworden.“ 1947 bis 1949 habe er Unterricht bei Professor Tombrock genommen, der damals sein Institut in Dortmund am Westfalendamm hatte. „Die Aktstudien von Gudrun Hausdorf haben mir bei der Hobby-Ausstellung am besten gefallen“, sagte er. Heinz Kalisch ist seit sieben Jahren bei der Westfalenhütte als Turbinenschlosser der Maschinenabteilung tätig.



ELEONORE MASSA

Vor einem halben Jahr trat Eleonore Massa bei den Hoesch Werken als Stenotypistin ein. In dieser kurzen Zeit hat sie sich schon ganz gut „akklimatisiert“, wie man so sagt. Das bestätigen auch ihre Kollegen. Im Sommer habe sie weniger Zeit für ihr Hobby, da seien es andere Interessen, die sie beschäftigten. Das muß man verstehen, denn Eleonore Massa ist passionierte Sportlerin. Auf vielen Sportplätzen ist sie zu Hause und besonders in Aplerbeck. Im Winter allerdings sind die Sportplätze weniger reizvoll, und um nun die langen Winterabende sinnvoll auszufüllen, hat sie eben ein anderes Hobby in Reserve. Dann widmet sie sich Bastelarbeiten oder Scherenschnitten. Daß man nicht nur auf dem Sportplatz Lorbeeren ernten kann, hat sie nun während der „Hobby-Ausstellung“ erfahren. Zu alledem tanzt sie auch noch gern, und Klavierspielen können soll sie auch.



JOHANN METHE

Das hatten wir nicht erwartet, Johann Methe an der Staffelei anzutreffen, als wir ihn in seiner Wohnung aufsuchten. Wir hatten nämlich vorher erfahren, daß er Nachtschicht habe und wähten ihn daher eher im Bett als an der Staffelei. Aber er hatte einen kleinen Unfall gehabt und mußte darum einen Tag zu Hause bleiben. Wie so manchen Hobbyfreund führte auch ihn die Krankheit zum Hobby. Vor einem Unfall im Jahre 1950 hatte er sich noch nicht der Malerei verschrieben, aber dann, als er ein halbes Jahr krankfeiern mußte und ihm die Zeit zu lang wurde, versuchte er zunächst Aquarelle



zu malen. Später gewann er auch Freude an der Ölmalerei. Es hat ihn nicht gereut, zu Pinsel und Palette zu greifen, denn ein schöner Erfolg krönte sein Schaffen. Die Unkosten, die aus seinem Hobby entstehen, werden durch viele Vorteile wieder aufgehoben: „Denn wenn Weihnachten oder sonst ein Fest vor der Tür steht, gibt es für mich nicht mehr die bange Frage, was soll ich schenken?“ Seit 1939 arbeitet Johann Methe bei Kaiserstuhl II. Nach seinem Unfall wurde er dort Ausbauhelfer.



JOSEF REICH

„Mein Vater hatte einen Zigarrenkasten mit einigen Münzen im Schrank“, sagte uns Josef Reich. Damals sei er zwölf Jahre alt gewesen, als er seinen Vater gebeten habe, ihm doch die Münzen zu überlassen. So kam Josef Reich also zu seinem Hobby, dem Münzensammeln. Aus den 50 Münzen, die er damals geschenkt bekam, sind es inzwischen viele tausend geworden. Das sei auch gar nicht verwunderlich, denn in 30 Jahren Sammlertätigkeit käme schon so allerhand zusammen. Briefmarken habe er auch mal gesammelt, doch dieses Hobby bald aufgegeben. Heute handele er mit ihnen neue Münzen

ein. Durch unsere Ausstellung wurden ihm sogar neue Sammlerfreunde zugeführt, durch die er seine Sammlung um einige Münzen bereichern konnte. Er bedauert, daß nicht mehr Sammlungen irgendwelcher Art während der Ausstellung zu sehen waren, denn Sammlertätigkeit sei doch ein wahres Hobby. Josef Reich ist elf Jahre bei der Westfalenhütte beschäftigt. Als Stoffwärter geht er durch die Betriebe. Wir trafen ihn gerade beim Martinwerk, wo er eine Stahlprobe abnahm (Bildmitte).



FRITZ REINBACH

„Ich habe keine Zeit“, sagte uns Fritz Reinbach, der gerade damit beschäftigt war, als Klempner die Anschlüsse für die Waschbecken im neuen Hoesch - Verwaltungsgebäude zu montieren. Als er aber dann hörte, daß vom Hobby die Rede war, opferte er doch einige Minuten seiner kostbaren Zeit, um uns einige Fragen zu beantworten. Während der Gefangenschaft in Frankreich ist ihm sein Hobby zum Glück geworden. Denn dort im Gefangenenlager hatte er Gelegenheit, Bastelarbeiten auszuführen. Die Gefangenen durften sogar eine Lagerausstellung veranstalten. Bei dieser Gelegenheit wurde ein französischer General auf Fritz Reinbach aufmerksam, der ihn sofort als Handwerker mitnahm. Vor dem Kriege schon schloß sich Fritz Reinbach Hobbyfreunden des Gesellenvereins an, die gemeinsam Bastelarbeiten ausführten. Nach der Entlassung aus der Gefangenschaft trat er 1948 als Klempner bei der Westfalenhütte ein.



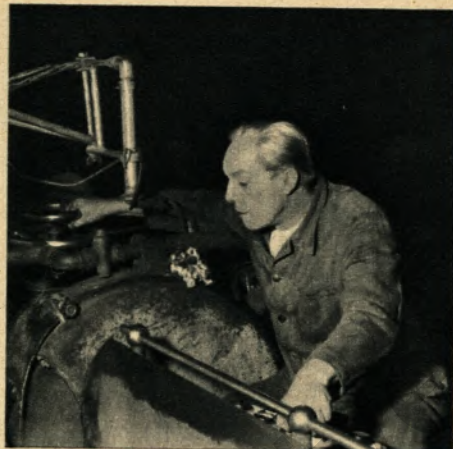
WILHELM RICHTER

Am 1. Oktober dieses Jahres wurde Wilhelm Richter pensioniert. Das heißt aber nicht, daß er nun die Hände untätig in den Schoß legt. „Jetzt habe ich Zeit, mich ganz meinem Hobby zu widmen.“ Mit Freizeitarbeiten beschäftige er sich eigentlich erst seit zwei Jahren, aber immer schon habe er sich für kunstgewerbliche oder handwerkliche Arbeiten interessiert. Von der Vielseitigkeit Wilhelm Richters zeugen selbstgezimmerne Schränke und Tische, sowie in Bronze gegossene Skulpturen. „Ich brauche Langeweile während meiner Pensionärszeit nicht zu fürchten, denn dagegen habe ich ein gutes

Mittel, und das ist mein Hobby.“ Einen Vorschlag hatte Wilhelm Richter auch zu machen. Er fragte, ob es Hoesch nicht möglich sei, allen Hobbyfreunden einen gemeinsamen Raum mit einigen Arbeitsgeräten zur Verfügung zu stellen. Denn zu Hause sei wohl bei allen Freizeitschaffenden der Raum beschränkt. Auch bestünde hier die Möglichkeit, Erfahrungen untereinander auszutauschen. Wir werden uns diese Anregung überlegen. Vor drei Jahren feierte Wilhelm Richter das Silberjubiläum bei Hoesch. Zuletzt war er im Spezialblechwalzwerk als Anstreicher tätig.

FERDINAND SCHABRAMM

„Früher war ich immer der Auffassung, daß Ölgemälde schwerer zu malen seien als Aquarelle“, sagte uns Ferdinand Schabramm, der als Dreher bei der Westfalenhütte beschäftigt ist. Doch im Laufe seiner Hobbypraxis habe er die Erfahrung gemacht, daß es umgekehrt sei; mit Ölfarbe sei leichter umzugehen, während man bei Aquarellfarben höllisch aufpassen müsse, daß die Farbe nicht verlaufe. Mit Ölfarbe könne man ohne weiteres eine andere Farbe überdecken. Sein Hang zum Malen besteht schon seit seiner Jugendzeit. Um sich weiter auszubilden, hat er an Abendkursen des Städtischen Volksbildungswerkes teilgenommen. Für die Hobby-Ausstellung fand er nur anerkennende Worte. Im nächsten Jahr will er natürlich auch wieder dabei sein. Als Ferdinand Schabramm uns das alles erzählte, stand er an einer Schleifmaschine der Schleiferei des Kaltwalzwerkes in der Stockheide.



HEINRICH STRAMKA

Es gehörte schon einige Ausdauer und Findigkeit dazu, Heinrich Stramka im Betrieb zu finden. Aber schließlich hatten wir ihn doch erwischt, als er gerade im Kreise seiner Kameraden Frühstückspause machte. Er war von harter Arbeit beim Hochofen IV gekommen, der umgebaut wird. Auch ihn führten die Mußstunden während seiner Gefangenschaft in Frankreich zum Hobby. Seitdem gibt es für ihn keine Langeweile mehr. Neben dem Basteln und Malen zeigte er auch in Kunstschmiedearbeiten beachtliche Handfertigkeit. Um seine Fähigkeiten weiter auszubilden, hat er an einem Kursus des Volksbildungswerkes teilgenommen. Heinrich Stramka ist seit 1. März 1949 in der Rohrschlosserei der Westfalenhütte tätig.



HEINZ WÄLTER

Mit Heinz Wälter haben wir schon in der letzten Weihnachtsausgabe von „Werk und wir“ Bekanntschaft gemacht, als wir damals zum Steckenpferdturnier aufriefen und er unseren Lesern als Beispiel vorgestellt wurde. Aus diesem Grunde suchten wir ihn damals in seiner Wohnung auf, um ihn bei seiner Freizeitbeschäftigung zu beobachten. Dieses Mal überraschten wir ihn auf seinem Arbeitsplatz in der Entstörungstelle in der Hauptverwaltung, wo er als Fernmeldemonteur beschäftigt ist. Daß er nicht nur in seinem Beruf ein Könnler ist, sondern auch während seines Freizeitschaffens Beachtliches leistet, beweisen die Plastiken, die seine Hände formten, und die bei der Ausstellung stark beachtet wurden. Seinen Beruf will er aber deshalb nicht aufgeben. Als Fernmeldemonteur fühlt er sich auch weiterhin sehr wohl, und nachdem er schon 17 Jahre bei der Westfalenhütte ist, hat er auch die Absicht, wenn nichts dazwischenkommt, sein 50jähriges Dienstjubiläum dort zu feiern. Das hält ihn aber nicht davon ab, nebenberuflich die Kunstgewerbeschule der Stadt Dortmund zu besuchen.



TONI WELLER

„Fräulein Weller, Sie haben Talent“, habe eine ihr bekannte Malerin in Spanien gesagt, bei der Toni Weller im April dieses Jahres ihren Urlaub verbrachte. Sie hatte der Malerin bei ihrer Arbeit zugeschaut, und da wollte sie es auch einmal versuchen, obwohl sie vorher noch keinen Pinsel in der Hand gehabt hatte. Der erste Versuch, eine spanische Landschaft zu malen, war zu ihrem eigenen Erstaunen auch ganz gut geglückt. So kam denn Toni Weller zu ihrem Hobby. Es macht ihr große Freude, und es ist ihr heute kaum verständlich, nicht früher schon darauf gekommen zu sein, denn Farben- und Form-

sinn habe sie von jeher gehabt. Als wir sie im Büro aufsuchten, erwiderte sie uns, daß sie auch weiterhin ihr Steckenpferd tüchtig betreiben wird. Seit acht Jahren ist sie Sekretärin beim Arbeitsdirektor der Westfalenhütte, Alfred Berndsen.

Otto Nietsch befand sich in Urlaub. Wir bringen sein Bild im nächsten Heft.

Westfalenhütte AG: Josef Adamzik, Angestellter; Rudi Bartschat, Schlosser; Johannes Baum, Kesselschmied; Helmut Belz, Schienenverputzer; Josef Blume, Maschinist; Edwin Bohmann, Anstreicher; Felix Bothmers, Schneider; Gustav Brischke, Ofenmaurer; Annemarie Buckup, Telefonistin; Paul Eichler, Fuhrparkaufsicht; Ernst Fantini, Verlader; Hans Fiegen, Meister in der Lehrwerkstatt; Franz Gallong, Maschinist; Konrad Hassenpflug, Gärtner; Werner in der Heggen, technischer Angestellter (Lehrwerkstatt); Wilhelm Heuskel, Hilfsarbeiter; Walter Hufenbach, Maschinist; Heinz Kalisch, Turbinenschlosser; August Knippenberg, Schreiner; Theo Langerbein, Pensionär; Franz Linnhoff, Verlader; Josef Reich, Stoffwärter; Fritz Reinbach, Klempner; Wilhelm Richter, 4. Walzer; Ferdinand Schabramm, Dreher; Karlheinz Schulze, Büroangestellter; Herbert Seemeier, Meister in der Lehrwerkstatt; Paul Serve, Pförtner; Hans Stolberg, Werkschutzmann; Heinrich Stramka, Schlosser; Stefan Topplacher, Rollbockarbeiter; Heinz Wälter, Fernmeldemonteur; Toni Weller, Sekretärin; Eduard Weichmann, Wiegemeister; Kurt Zilling, 1. Ofenmann. **Hoesch Werke AG:** Gudrun Hausdorf, Stenotypistin; Eleonore Massa, Stenotypistin; Otto Nietsch, Student (Architekt). **Kaiserstuhl Ostfeld:** Josef Adamik, Hauer; Albert Ehm, Lehrhauer; Johann Methe, Ausbauhelfer; Bernhard Willkomm, Grubensteiger. **Zeche Fürst Leopold-Baldur:** Walter May, Grubenlokführer; Kurt Pomsel, Hauer; Edmund Theis, Tagesarbeiter. **Hoesch Walzwerke AG, Hohenlimburg:** Erich Bergfeld, Walzer; Gustav Schläbitz, Kaltwalzer. **Trierer Walzwerk AG, Trier:** Rudi Christoffel, Schmied. **Becke-Prinz GmbH, Dortmund:** Rolf Milanowski, Dreher.



In der Hängematte



EROTISCHES WECHSELSPIEL

Sie lagen hinten Caricaturen und waren lieblich angezogen, fürwahr, die Pärchen wunderbar, die Carle Kall und Käthe Kall. Er schloß sich mit langer Zeit verliebt hin zu der Carle Kall und brachte ihr ein Ständchen still: „Dais ist mein Herz, geliebtes Kall.“ Sie aber sagt mit stolzem Blick: „Ne, ne, Sie sind mir viel zu dick. Verleitet Herr, Sie sind wohl toll. Das Fett weß weg, mein lieber Kall.“ Er grüßte sich und härmte sich und schwärmte innig-nüchternlich. Er schwoll und schwellt noch Zell von Zell. Schwerenösig wachte Käthe Kall. Doch nach und nach und mit der Zeit ward aus der schlafenden Carle Kall ein ganz verführerisches Lächeln, und Rumpfe kriegte Fräulein Kall. So kam denn auch im Lauf der Zeit der Ausbruch der Gerechtigkeit. Sie wütete sich und wurde heissen, und Wargen wuchsen riesig heran. Die Wargen wuchsen schnell heran und an den Wargen Bersten dran. Auch Falten kamen dazu, von an der Nase und am Po.

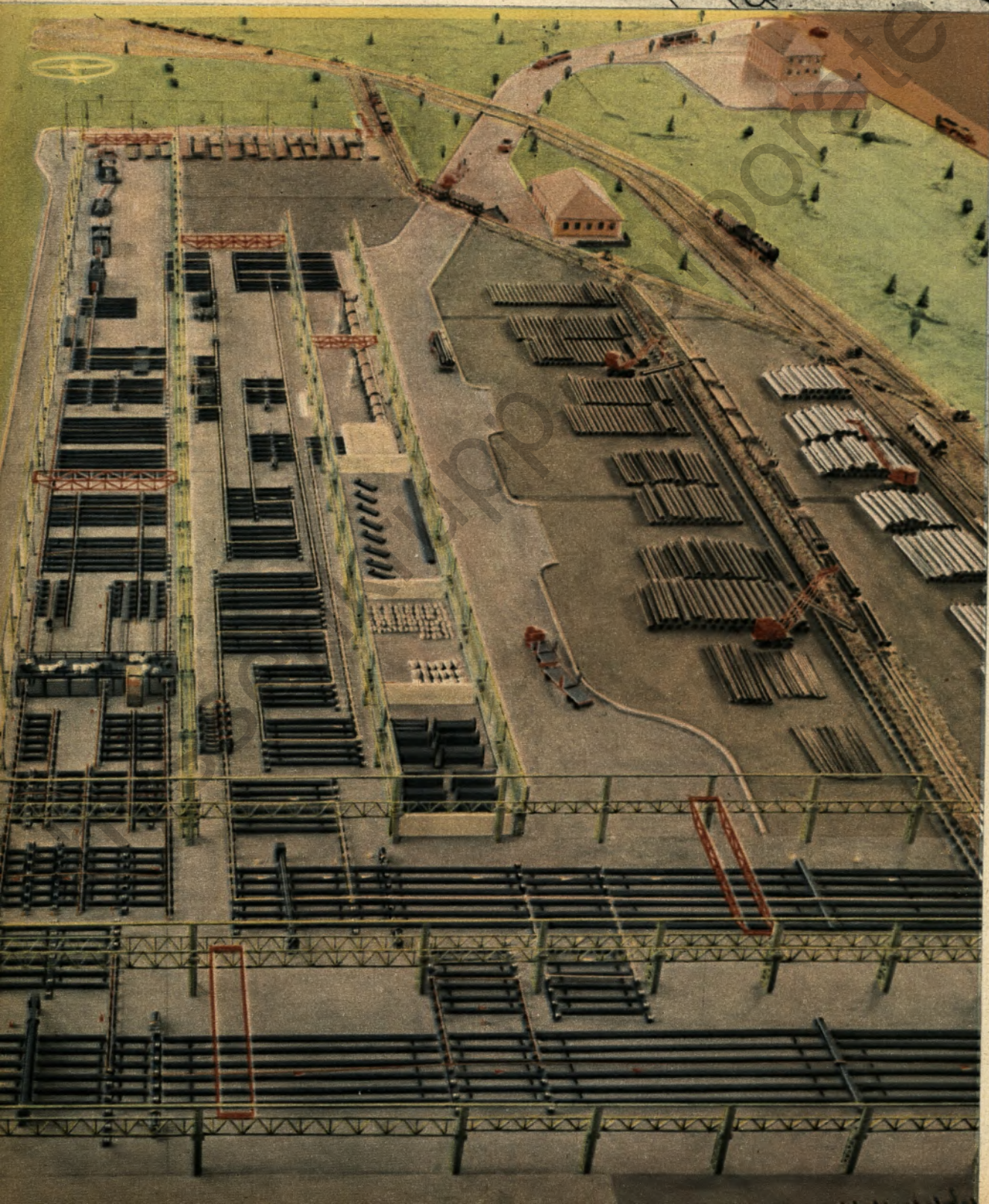
Zum Jahreswechsel:

In der Hängematte

Lieber Leser! Das Jahr neigt sich seinem Ende zu. Und schon geraume Zeit vor den festlichen Tagen an der Jahreswende pflegen die meisten von uns sich Gedanken darüber zu machen, wie sie ihren Nächsten, ihren Mitmenschen eine Freude bereiten können. Auch „Werk und wir“ hat sich Gedanken darüber gemacht. Wir sind in uns gegangen und haben uns überlegt, auf welchem Gebiet der redaktionellen Gestaltung unserer Werkzeitschrift unsere Leser denn wohl im Verlauf dieses Jahres zu kurz gekommen sind. Und wir sind wohl nicht fehlgegangen, wenn wir festgestellt haben, daß eigentlich in allen Heften von „Werk und wir“ etwas zum „Schmökern“ (im guten Sinne des Wortes) gefehlt hat. Da war in unseren Heften immer vom Werk, seinen Menschen, seinen technischen Einrichtungen, seinen sozialen Leistungen und seinen technischen und wirtschaftlichen Erfolgen die Rede, aber wo blieb das, was, in einer bestimmten Zeit entstanden, zeitlos den Menschen etwas vom bleibend Menschlichen sagte? Weil wir wußten, daß in unserer Zeitschrift etwas „fehlte“, haben wir das, was uns zu fehlen schien, in einem kleinen Bändchen unter dem Titel „In der Hängematte“ – eine Jahresgabe von „Werk und wir“ – zusammen-

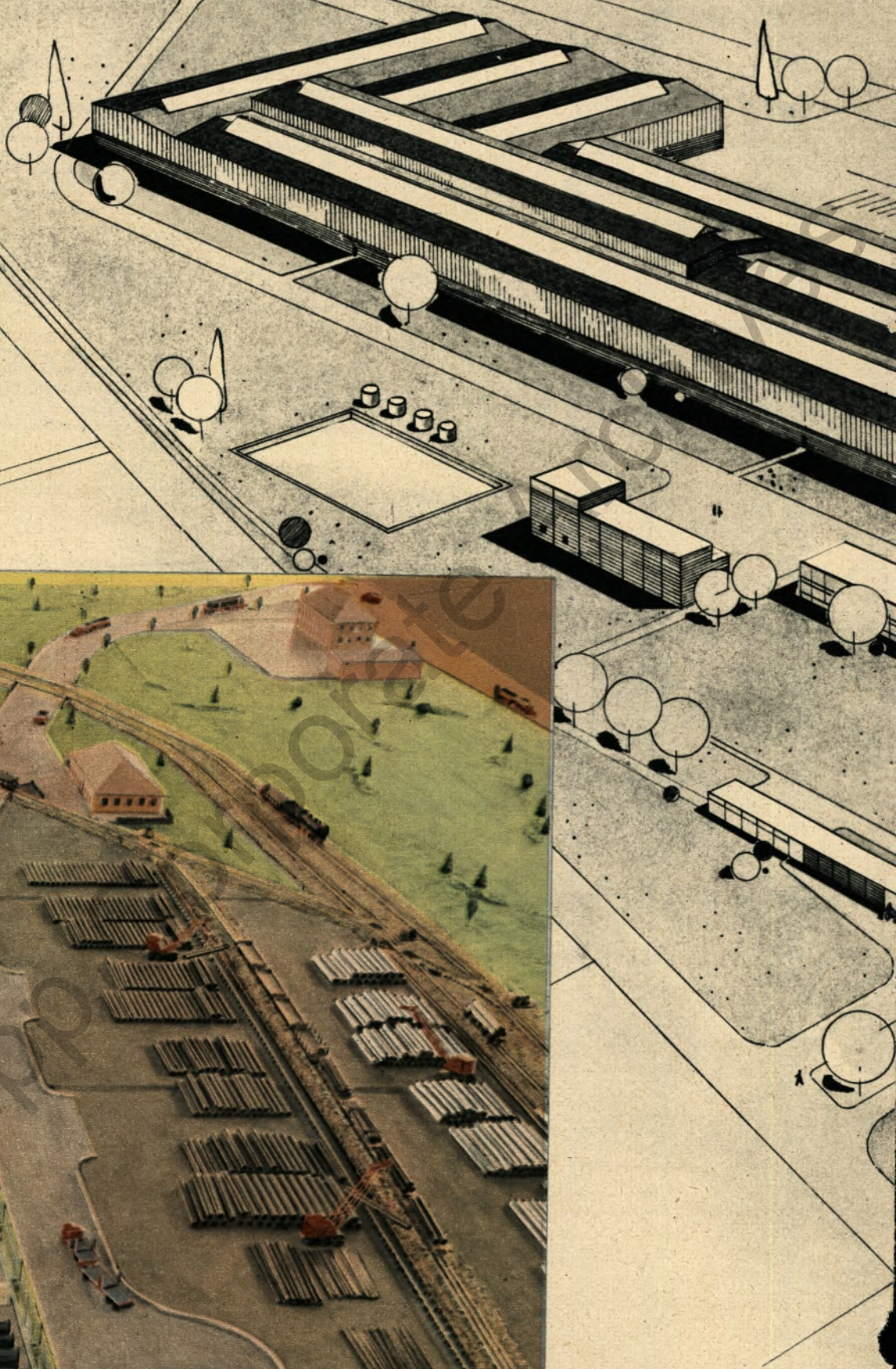
gefaßt. Dieses Büchlein überreichen wir allen Hoesch-Mitarbeitern zu Weihnachten. Unter dem Motto: „Was will dies kleine Buch?“ haben wir im Vorwort unter anderem geschrieben: „Es will in der Hängematte liegen und darauf warten, ob es aufgeschlagen wird oder nicht. Denn warten kann es. Es verdirbt nicht, verschimmelt nicht, schmeckt aber noch nach Jahren. In der Hängematte liegen, heißt den Alltag vergessen, sich aalen und strecken, sich des Lebens freuen und eigentlich an gar nichts denken. Auf die Dauer wird das langweilig, dann möchte man vielleicht etwas schmökern. Man könnte „Werk und wir“ mit hinaufnehmen, aber das Format ist unbequem für die Hängematte; an Arbeit will man ungern erinnert sein, und schwerelose Unterhaltung hat es dort leider nicht häufig gegeben. Darum ist „Werk und wir“ in sich gegangen, darum legt es das Fehlende – dem, der's vermißt hat – unter den Weihnachtsbaum. Und, wie gesagt, in die Hängematte.“ Die Jahresgabe von „Werk und wir“ wird allen Hoesch-Mitarbeitern vom 25. November an durch die Post zugestellt. Wir hoffen, sie gefällt Ihnen, und wir wünschen Ihnen schon jetzt viel Freude, wenn Sie „In der Hängematte“, lesen.

Bauzeichnung und Großmodell
geben einen Eindruck, wie das Großrohrwerk
Mannesmann-Hoesch nach seiner
Fertigstellung aussehen wird.

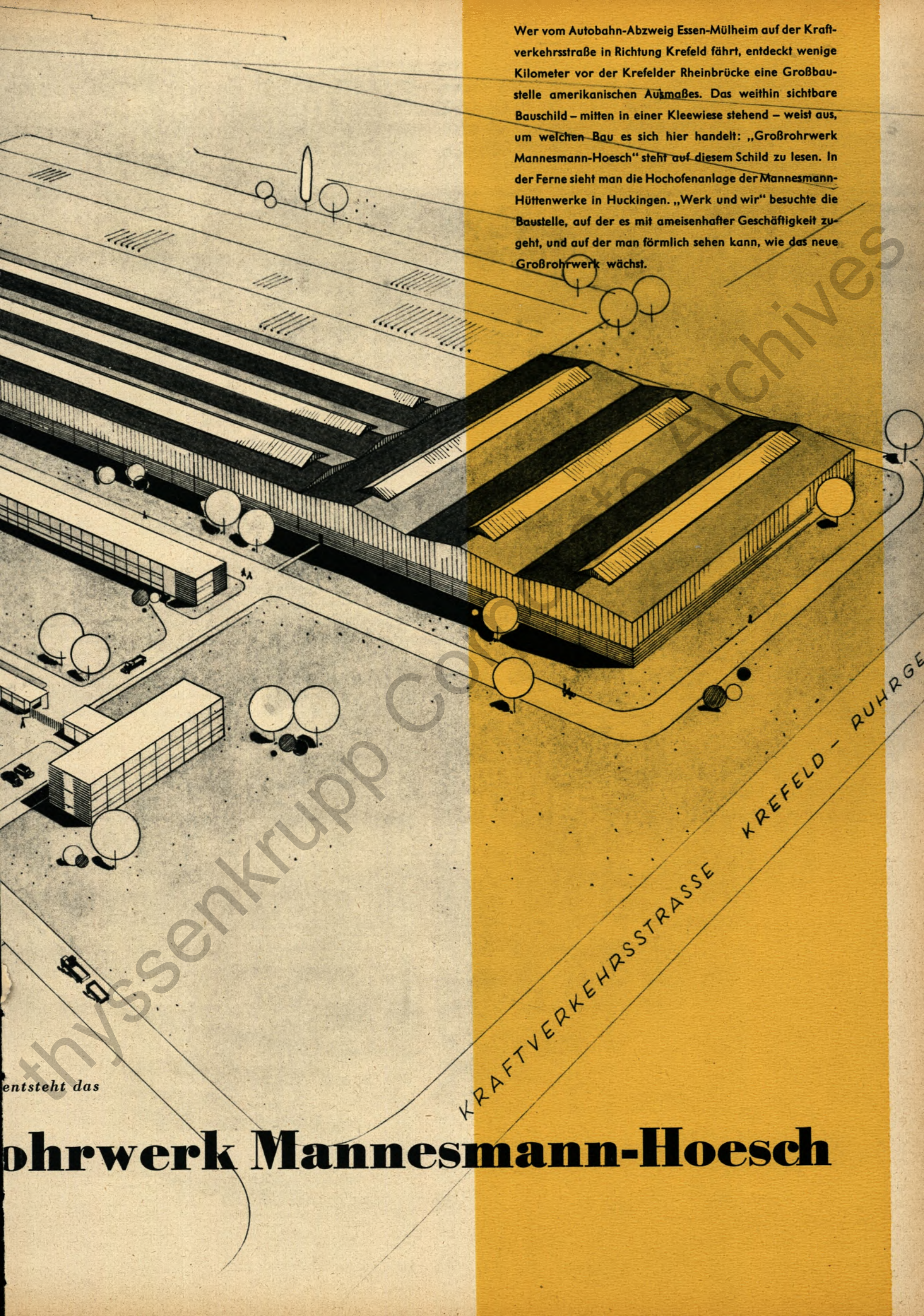


Auf der grünen Wiese

Großrohrwerk



Wer vom Autobahn-Abzweig Essen-Mülheim auf der Kraftverkehrsstraße in Richtung Krefeld fährt, entdeckt wenige Kilometer vor der Krefelder Rheinbrücke eine Großbaustelle amerikanischen Ausmaßes. Das weithin sichtbare Bauschild – mitten in einer Kleewiese stehend – weist aus, um welchen Bau es sich hier handelt: „Großrohrwerk Mannesmann-Hoesch“ steht auf diesem Schild zu lesen. In der Ferne sieht man die Hochofenanlage der Mannesmann-Hüttenwerke in Huckingen. „Werk und wir“ besuchte die Baustelle, auf der es mit ameisenhafter Geschäftigkeit zugeht, und auf der man förmlich sehen kann, wie das neue Großrohrwerk wächst.



entsteht das

ohrwerk Mannesmann-Hoesch

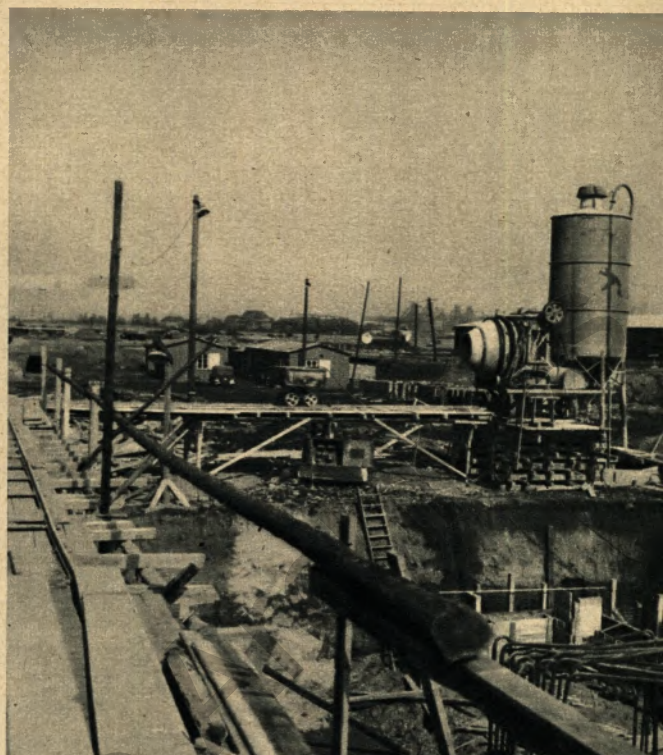
Von links nach rechts:

Wo seit Jahr und Tag auf grünen Wiesen Kühe weideten und Kleefelder blühten...

... herrscht heute reges Leben: Metallsägen kreischen, Betonmischer lärmen; die Fundamente für die großen Werks hallen werden gelegt...

... Und noch während die schlanken Stahlrohrkonstruktionen in den Himmel wachsen, werden bereits die Dächer fertiggestellt, die – wie es sich für ein richtiges Rohrwerk gehört – auch aus Rohrkonstruktionen bestehen...

... Manchmal nahm man sich nicht die Zeit, die Fertigstellung der Hallen abzuwarten, montierte die Maschinen bereits unter freiem Himmel und baute die Hallen darüber.



Der erste „Spatenstich“ mit einem modernen, motorisierten Großbagger. Viele tausend Kubikmeter Erde mußten beim Bau des Großrohrwerks bewegt werden.



„Ein Gegenbeispiel gegenüber der Gefahr von Fehlplanungen, die aus der fehlenden Abstimmung von Kapazitätserweiterungen entstehen könnten“, nannte der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, Professor Schenck, auf dem vorjährigen Eisenhüttentag die Absicht der Mannesmann AG und der Hoesch Werke AG, gemeinsam ein Großrohrwerk zu errichten. In dem Gemeinschaftsunternehmen, so sagte er, trafen sich die Wünsche der beiden Gesellschaften nach einer in den beiderseitigen Programmen liegenden Absatzsteigerung; beide könnten hohe Investitionskosten einsparen durch den Verzicht auf den Bau neuer, eigener Erzeugungsanlagen, die bei dem Partner bereits bestehen.

Grobblech von Mannesmann – Breiband von Hoesch

„Werk und wir“ berichtete in der Jahresschlußausgabe des vergangenen Jahres ausführlich über den Plan zur gemeinsamen Errichtung des Großrohrwerks. Damals schrieben wir: Es bestand bei zwei Gesellschaften der



deutschen Eisenindustrie (Mannesmann und Hoesch) die Absicht und die Notwendigkeit, ein Rohrschweißwerk einzurichten, wobei der einen Gesellschaft von den Vorprodukten das Breitband, der anderen Gesellschaft das Grobblech innerhalb des eigenen Erzeugungsprogramms fehlte. Wenn nun jede der Gesellschaften im eigenen Rahmen die Großrohrerzeugung aufnehmen würde, müßten bei Mannesmann außer dem Rohrwerk auch noch eine Breitbandstraße und bei uns – außer dem Rohrwerk – eine neue Grobblechstraße gebaut werden. Unter diesen Umständen wären also zwei Großrohrwerke, eine Breitbandstraße und gegebenenfalls ein Grobblechwalzwerk neu entstanden, für die recht erhebliche Investitionen hätten aufgebracht werden müssen. Ein Betrag von 200 Millionen DM hätte wohl kaum ausgereicht, wenn man moderne Anlagen in einer solchen Größe hätte erstellen wollen, daß sie so wirtschaftlich arbeiten, um auch aller ausländischen Konkurrenz gewachsen zu sein. Bei einer solchen Planung wären zudem die Erzeugungsmöglichkeiten der Anlagen für die Vorprodukte (Breitband, Grobblech) so groß gewesen, daß die gesamte Produktion bei normaler Ausnutzung der Anlagen im Rohrwerk hätte kaum voll verarbeitet werden können. Zudem ist es unwahrscheinlich, daß zur Zeit der deutsche und der europäische Markt einschließlich des Exports die volle Erzeugung zweier solcher Großrohrwerke aufnehmen können. So schrieben wir damals – und an der Ausgangssituation hat sich bis heute nichts geändert. Daher rührte auch der Beschluß, gemeinsam das Großrohrwerk zu errichten, an dem die Mannesmann AG mit zwei Dritteln und die Hoesch Werke AG mit einem Drittel beteiligt sind. Darüber hinaus werden die Modernisierung der Grobblecherzeugung bei den Mannesmann-Hüttenwerken, ferner die neue halbkontinuierliche Breitbandstraße der Westfalenhütte in Dortmund sowie die vollkontinuierliche Mittelbandstraße der Hoesch Walzwerke AG in Hohenlimburg wesentlich dazu beitragen, das neue Rohrwerk mit Vormaterial reibungslos zu versorgen und die gewünschten Qualitäten zu liefern.

Seit dem 22. Februar 1955 wird mit Hochdruck gearbeitet

Auf dem weiträumigen Werksgelände zwischen den Mannesmann-Hüttenwerken Huckingen und der Kraftverkehrsstraße nach Krefeld, das einen Umfang von über 100 Morgen hat, wird seit dem 22. Februar dieses Jahres – dem Tag, an dem der Startschuß für den Bau gegeben wurde – mit Hochdruck

gearbeitet. Mit welchem Elan der Bau begonnen wurde, zeigt, daß am Tage des Baubeginns die Grundstückskäufe nicht einmal endgültig abgeschlossen waren. Sogleich begann man mit dem Bohren, um die Bodenverhältnisse zu erkunden und die Tragfähigkeit zu untersuchen. Dann folgte unmittelbar anschließend die Vermessung des Geländes und das Abschieben des Ackerbodens. Darauf begann der Bau der Zufahrts- und Werksstraßen, und gleichzeitig damit begannen die Fundamentierungsarbeiten. Das über hundert Morgen große Werksgelände liegt in einer Rheinschleife und – den Bodenverhältnissen nach zu urteilen – strömte hier früher ein Nebenarm des Rheins. Man kann die einzelnen Schichten, die sich in dem später eingetrockneten Rheinbett sammelten, genau verfolgen, bis der tragfähige Rheinkies hervortritt. Die Bauleute waren darüber nicht sehr erfreut, denn in der Mitte des Geländes – also ungefähr in der Mitte des ehemaligen Flußbetts – liegt der Rheinkies so tief, daß an vielen Stellen Pfähle eingerammt werden mußten, bevor mit den Fundamentierungsarbeiten begonnen werden konnte.

Zwischen dem jetzigen Rheinbett und dem ausgetrockneten Nebenarm liegt eine urzeitliche menschliche Ansiedlung, die offensichtlich in früheren Jahren eine Rheininsel war. Hierher mögen sich vor rund 5000 Jahren die Urbewohner dieser Gegend zurückgezogen haben, um vor Feinden, wilden Tieren usw. geschützt zu sein. Sehr häufig werden in dieser Siedlung prähistorische Funde gemacht. Dieses unmittelbar an unser Werksgelände angrenzende Waldstück ist unter Naturschutz gestellt, so daß das neue Großrohrwerk hier einen natürlichen und landschaftlich angenehmen Abschluß findet.

Vom Plan zum Werk

Der Bau des neuen Großrohrwerks begann schon, bevor der erste Spatenstich getan war. Im Anfang war die Vorstellung vom Produkt und seinem Fertigungsgang. Als nächstes folgte dann das Studium ähnlicher Einrichtungen in anderen Ländern, beispielsweise in den Vereinigten Staaten von Amerika. Mit den dort gewonnenen Erkenntnissen und Erfahrungen und neuen, eigenen konstruktiven Ideen wurde dann das Kleinmodell angefertigt, das im Maßstab 1:50 das gesamte neue Werk in seinen Formen dreidimensional entstehen läßt, und an dem systematisch so lange „exerziert“ wird, bis Ausmaß, Form und Einzelausführung in großen Zügen festgelegt

werden können. Hoesch hat mit solchen Großmodellen erstmals beim Aufbau der Hohenlimburger Mittelbandstraße wertvolle Erfahrungen sammeln können. Manches, das sonst später durch kostspielige Umbauten verbessert werden muß, kann an einem solchen Modell, für das ein sehr geräumiger Saal erforderlich ist, schon berichtigt werden. An einem solchen Modell wird „gespielt“. Der natürliche Spieltrieb des Menschen und die Unterstützung der Phantasie durch räumliche Gegenstände führen oft zu überraschend günstigen und einfachen fabrikatorischen Lösungen.

Als nächstes folgte dann die konstruktive Ausarbeitung der einzelnen Produktionsstätten. Hierbei werden gleichlaufend die Baulichkeiten wie auch ihre maschinelle Ausrüstung geplant und die Kosten ermittelt. Der Begriff „Kosten“ ist ein den Ingenieuren nicht immer sehr angenehmer Begriff, denn dahinter verstecken sich zahlreiche technische Erörterungen (um Kosten zu sparen), aber auch zahlreiche Finanzierungsverhandlungen, die oft langwierig und zeitraubend sind. Dann erfolgen die Bestellungen. Die maschinellen Anlagen des Großrohrwerks wurden bereits im September 1954 in Auftrag gegeben, um eine rechtzeitige Anlieferung und Montage zu sichern. Und dann kommt eigentlich erst all das, was auch für den Außenstehenden sichtbar macht, das hier etwas „geschieht“, nämlich der eigentliche Aufbau des Werks. Und daß die Errichtung eines so großen Werks nicht nur technische Sorgen und Schwierigkeiten mit sich bringt, ist ohne weiteres verständlich, denn der Werksbau „auf der grünen Wiese“ ist auch in industrialisierten Ländern keine Alltäglichkeit.

Das „Team“ bestimmt den Geist des neuen Werks

Da es sich bei dem neuen Großrohrwerk nicht nur darum handelt, eine neue Produktionsstätte zu schaffen, sondern gleichzeitig eine neue Firma entstehen zu lassen, heißt es, die vielen Mitarbeiter an einem solchen Aufbauwerk müssen auch für die Zukunft zu einem echten „team“ zusammenwachsen. Wenn ein bestehendes Werk sich vergrößert oder in einem bestehenden Werk neue Anlagen errichtet werden, so wird das normalerweise unter der Regie vorhandener Ingenieurstäbe und Spezialisten von „eingefahren“ Belegschaften ausgeführt. Bei der Gründung einer neuen Firma müssen erst neue Mitarbeiter herangezogen und in ihre Aufgaben eingewiesen werden. Es ist wichtig, daß unter den neuen Mitarbeitern auch ein neuer Gemeinschaftsgeist wächst. Manche Unternehmen haben Jahre und Jahrzehnte gebraucht, um eine entsprechende Betriebsatmosphäre zu schaffen. Wir wollen hoffen – und manches spricht dafür –, daß dies bei dem neuen Großrohrwerk schon im Stadium des Aufbaus gelungen ist.

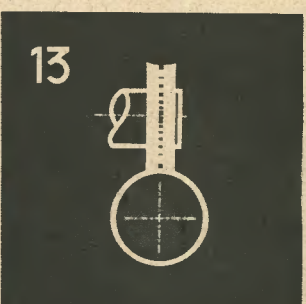
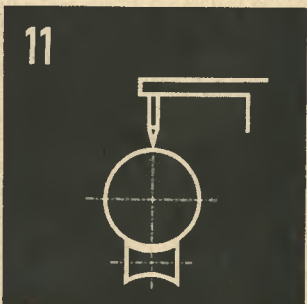
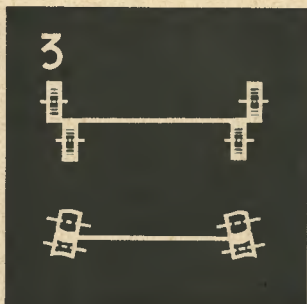
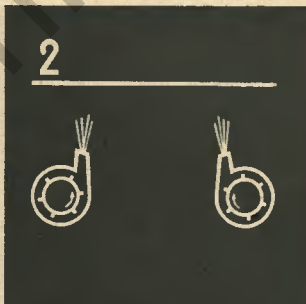
Bald ist es soweit: Die Produktion kann beginnen

Auf dem weiträumigen Werksgelände wachsen seit dem 22. Februar dieses Jahres Fundamente, Maschinenaufbauten, Hallen, Steinhäuser, Fahrradschuppen, Garagen usw. förmlich aus dem Boden wie Pilze nach einem feuchtwarmen Regen. Kaum vorstellbare Betonmassen versinken in der Erde, bevor der erste Ziegelstein, die erste Hallensäule, der erste Maschinensockel aufgesetzt werden können. Werkstätten mit Werkzeugmaschinen mußten geschaffen werden, bevor die Maschinenmontage beginnen konnte. Die Stromzulieferung mußte klappen, Gas- und Wasseranschlüsse mußten erstellt werden. Und zu einem solchen Baugelände gehören Büros, Zeichensäle, Belegschaftsräume, Telefonanschlüsse, die vorhanden sein müssen, damit der Aufbau reibungslos ablaufen kann.

Schon heute, noch mitten im Aufbau, rüstet man sich bereits für den letzten und wichtigsten Schritt: Das Anlaufen der Produktion und den Absatz der fertigen Erzeugnisse. Dann wird sich zeigen, ob die vorausgegangenen Planungen und Überlegungen richtig waren, dann muß sich das bewähren, was nun entsteht. Wenn die Aufbauarbeiten weiterhin planmäßig verlaufen, wird zwar noch einige Zeit verstreichen, bis das erste fertige Großrohr das neue Werk verläßt, aber schon heute läßt sich der Tag ungefähr ausrechnen, an dem dies der Fall sein wird. Hoffnungsfreudig sieht man beim Großrohrwerk Mannesmann-Hoesch in Duisburg-Mündelheim diesem Tag entgegen, und bis dahin werden sich noch weiter fleißige Hände regen und wird noch mancher Kopf „rauchen“, damit der Start ebenso glücklich ist wie der bisherige Verlauf der Aufbauarbeiten.

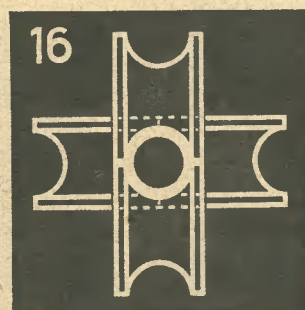
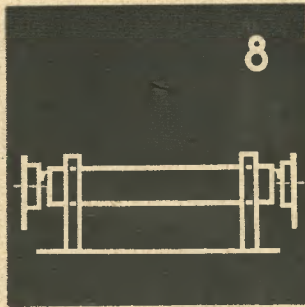
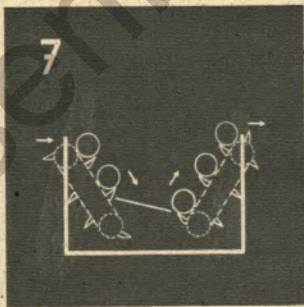
Karl Wallmann

Der Werdegang des Großrohrs





Mit Hilfe moderner Kranwagen
werden die Stahlkonstruktionen der Werkshallen montiert



1 Transport der Bleche mittels Portalkran auf dem Rollgang 2 Sandfunken der unteren Blechkanten 3 Seitliches Beschneiden und Anbiegen der Blechkanten 4 Biegen des Bleches zum U-Profil in der U-ing-Presse 5 Runden der Bleche zum Schlitzrohr in der O-ing-Presse 6 Heften des Schlitzrohres an sieben Stellen (nur für Rohre oberhalb 500 mm Durchmesser) 7 Entfetten und Reinigen der Rohre 8 Planfräsen der Rohrenden (nur für Rohre oberhalb 500 mm Durchmesser) 9 Anschweißen von Blechlappen in der Verlängerung des Rohrschlitzes an den Rohrenden (nur für Rohre oberhalb 500 mm Durchmesser) 10 Innenschweißen der Rohre (nur für Rohre oberhalb 500 mm Durchmesser) 11 Außenschweißen der Rohre (nur für Rohre oberhalb 500 mm Durchmesser) 12 Expandern der Rohre mittels hydraulischem Druck (nur für Rohre oberhalb 500 mm Durchmesser) 13 Verschweißen der Rohre nach dem elektrischen Widerstandsschweißverfahren (nur für Rohre bis 500 mm Durchmesser und kleiner) 14 Richten der Rohre (nur für Rohre bis 500 mm Durchmesser und kleiner) 15 Normalisieren der Rohre in einem Durchlauföfen (nur für Rohre bis 500 mm Durchmesser und kleiner) 16 Kaltreduzieren der Rohre (nur für Rohre bis 500 mm Durchmesser und kleiner)

... Hoesch war mit dabei



Zur Eröffnung der 37. Internationalen Automobilausstellung waren auch Bundespräsident Prof. Theodor Heuss und Bundeswirtschaftsminister Prof. Ludwig Erhard anwesend.

Das war eine Heerschau des Automobils: Die 37. Internationale Automobil-ausstellung, die vom 22. September bis zum 2. Oktober in Frankfurt stattfand. Angesichts der Tausende, ja manchmal Zehntausende von Kraftfahr-zeugen, die rings um das Frankfurter Messegelände parkten, fragte sich der Besucher, ob nicht bereits die Ausstellung weit vor den Toren des Ausstel-lungsgeländes beginne. Kraftfahrer und Kraftfahrzeuge waren zu Besuch

beim Kraftfahrzeug: Und dennoch, wenn man so auf den ersten Blick auch den Eindruck haben konnte, als gälte es bald in einem Museum den letzten Fußgänger zu besichtigen, die nüchternen und glaubwürdigen Zahlen der Statistik sprechen einstweilen in der Bundesrepublik noch eine andere Sprache: Anfang 1955 kam in der Bundesrepublik auf 37 Einwohner ein Kraftfahrzeug (einschließlich der Nutzfahrzeuge, wie LKW, Omnibusse usw.). Damit war gerade – zehn Jahre nach dem Kriege – der Weltdurchschnitt erreicht. In Frankreich und der Schweiz kommen bereits auf je 20 Personen ein Kraftfahrzeug, und in England beträgt die Zahl nur 16, ganz zu schweigen von Amerika, wo bereits auf 3 Personen ein Automobil kommt. So unwahrscheinlich es klingt: Abgesehen von Japan gibt es kein führendes Industrieland der Welt, das noch so wenig motorisiert ist wie die Bundesrepublik. Die Enge unserer Straßen und das noch unzureichend ausgebaute Autobahnnetz täuschen in Deutschland eine Verkehrsdichte vor, die in Wirklichkeit gar nicht besteht.

Vom Luxus- zum Gebrauchsgegenstand

Der Wunsch nach Motorisierung ist allgemein. Er reicht – je nach Möglich-keit – vom Moped bis zum Rennsportwagen. Und weil es in Deutschland, wie wir gesehen haben, einen echten „Nachholbedarf“ an „fahrbaren Unter-sätzen“ gibt, beurteilt die Automobilindustrie ihre Zukunftsaussichten optimistisch. Sie ist sich dabei aber auch ihrer Verpflichtung bewußt, das Kraftfahrzeug noch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und so brachte die 37. Internationale Automobilausstellung – abgesehen von einigen Spitzenfahrzeugen, die sicher mit dem Gedanken an den Export entwickelt worden sind – eigentlich keine „sensationellen“ Neukonstruktionen, sondern die in den Vorjahren herausgebrachten bewährten Modelle wurden weiter-entwickelt, verbessert, noch sicherer und – wenn eben möglich – preisgünsti-ger gemacht. Darüber hinaus nahmen auf der Ausstellung die Klein- und Kleinstwagen, als „echte Autos“ gebaut, einen großen Raum ein.

von links nach rechts:
Blick auf den Stand der
Hoesch Walzwerke AG,
Hohenlimburg

neich daneben:
der Stand
r Schmiedag AG,
agen



Das Automobil schafft Arbeit

Und weil wir eben schon Zuflucht bei der Statistik suchten, hier noch einige Zahlen: Wenn wir nur den englischen Stand der Motorisierung erreichen wollen, muß die Zahl der bisher in Deutschland zugelassenen Kraftfahrzeuge mehr als verdoppelt werden. Das würde bedeuten, daß unsere Automobilindustrie bei ihrer jetzigen Kapazität mehr als drei Jahre lang ausschließlich für den einheimischen Markt arbeiten müßte. Da wir aber im Augenblick etwa 43 Prozent der bei uns gebauten Autos exportieren, würde sich dieser Zeitraum fast verdoppeln, wenn der lebensnotwendige Export nicht geschmälert werden soll. Und auch diese Tatsache ist interessant: Abgesehen von England gibt es kein Land der Welt, dessen Exportanteil, gemessen an der Zahl der erzeugten Kraftfahrzeuge, so hoch liegt wie der deutsche. Der Satz „Das Automobil schafft Arbeit“ ist zu einer Binsenwahrheit geworden. 1954 waren in der Automobilindustrie 377000 Menschen beschäftigt; etwa die gleiche Zahl war im Bereich der Betriebsstoffwirtschaft, in Werkstätten- und Garagenunternehmen und im Automobilhandel beschäftigt. Und wieviel Menschen sind – im einzelnen nicht genau erfaßbar – in den Zubringerwerken der Automobilindustrie tätig? Man darf – ohne zu übertreiben – behaupten, daß eine Million Menschen in Deutschland vom Automobil lebt.

Hoesch-Stände — stark beachtet

Nimmt es da wunder, daß auch die Zuliefererindustrie auf der Automobilausstellung in Frankfurt stark vertreten war? Wieviel Unternehmen sind nicht aufs engste geschäftlich mit der Automobilindustrie verbunden? Allen voran die Eisen- und Stahlindustrie, die die wesentlichsten Bestand- und Zubehörteile für den Automobilbau liefert.

Aus dem Hoesch-Bereich waren die Schmiedag AG (Hagen) und die Hoesch Walzwerke AG (Hohenlimburg) mit eigenen Ständen auf der 37. Internationalen Automobilausstellung vertreten. Die Schmiedag zeigte auf ihrem Stand den größten Teil ihrer geschmiedeten, gepreßten, gestanzten und gegossenen Bestand- und Zubehörteile für den Automobilbau, über ein halbes Hundert an der Zahl. Besondere Beachtung fanden immer wieder die von der Schmiedag gefertigten „Sphäroguß-Kurbelwellen“ und die elektromagnetischen Anhängerbremsen für schwere und schwerste Anhänger, die ein Höchstmaß an Betriebssicherheit bieten.

Die Hoesch Walzwerke AG (Hohenlimburg) gab auf ihrem Stand einen lückenlosen Überblick über ihr reichhaltiges Fertigungsprogramm für den Automobilbau; vor allem waren sämtliche in Hohenlimburg gefertigten Federn zu sehen. Die Hoesch Walzwerke AG als größtes Federnwerk Deutschlands liefert einen beträchtlichen Anteil der Federn, die in die deutschen Automobile eingebaut werden.

Und auf manchen Ständen vernahmen wir die sich fast wie ein Werbeslogan anhörende Überschrift aus dem letzten Heft unserer Werkzeitschrift: „Was immer Sie fahren, Hoesch ist dabei“. Teils heiter, teils höchst ernsthaft, im Grunde aber von niemandem bezweifelt: denn so oft man die prächtig herausgeputzten Ausstellungsstücke der einzelnen Automobilfirmen kritisch

Ein Schnappschuß auf der Automobilausstellung: Eine Begegnung zwischen Gestern und Heute: 1 PS und ein moderner Sportwagen



betrachtete, immer wieder entdeckte man Bestand- oder Zubehörteile aus den Werken des Hoesch-Kreises. Und so hoffen wir, daß bei der zunehmenden Ausdehnung der Automobilproduktion dieser Spruch auch in Zukunft seine Richtigkeit behält: „Hoesch ist dabei“.

Wenn nur der Straßenbau mit dieser Entwicklung Schritt hält, dachten wir beim Verlassen der 37. Internationalen Automobilausstellung. Nicht zu Unrecht, denn als wir auf den Anlasser drückten, auf das Hoesch-Kupplungspedal traten, mit dem Hoesch-Schalthebel den Gang einrückten, und als dann die Hoesch-Kurbelwelle die notwendigen PS an die Antriebswelle lieferte, da schienen die mit Karosserieblech verstopften Straßen chaotisch: Wir brauchten sieben Stunden von Frankfurt bis Dortmund; mit einem Mittelklassewagen Baujahr 1954, Spitzengeschwindigkeit des Wagens 115 km/h. Das sollte den Straßenbauern zu denken geben...



Im Freigelände waren motorisierte Bagger und Krane der Orenstein-Koppel und Lübecker Maschinenbau AG zu sehen





Frish auf, ihr

Hoesch Walzwerke Hohenlimburg schließen sich

Ein alter Brauch aus dem Handwerk feiert Auferstehung. Es handelt sich hierbei um das Gesellenwandern, das im Mittelalter gang und gäbe war. Nach alten Zunftregeln mußte jeder Geselle drei Jahre Wanderschaft nachweisen, ehe er Meister werden konnte. So zogen denn die Gesellen durch die Lande, von Stadt zu Stadt und machten hier und da bei einem Meister Station, um dort für einige Zeit zu arbeiten.

Alter Brauch in neuem Gewande

Wie weiland die alten Handwerksburschen ihr Ränzlein schnürten, so sollen auch heute die Gesellen ihren Rucksack packen, um sich auf Wanderschaft zu begeben.

Diese Idee entspringt nicht irgendwelchen romantischen Anwandlungen, auch will man nicht eine vergangene Zeit heraufbeschwören, sondern sie ist mit einem realen Sinn verbunden. Denn es ist auch den vierzehn Firmen klar, die einen Ring gebildet haben, um gegenseitig Gesellen auszutauschen, daß man vergangene Traditionen nicht in heutige Verhältnisse übertragen kann. Zu den vierzehn Firmen, denen sich weitere vierzehn anschließen wollen, gehören auch die Hoesch Walzwerke Hohenlimburg.

Auf Schusters Rappen durch die Lande

Das Gesellenwandern ist ausschließlich für die Handwerksberufe in den Großbetrieben gedacht, wie Schlosser, Dreher, Elektriker und Klempner. Mit die-

ser Aktion will man eine einseitige Ausbildung verhindern. Die Gesellen sollen über die vier Wände ihres Betriebes hinaus die Welt kennenlernen. Sie sollen sehen, wie es in anderen Werken anders gemacht wird. Im Zeitalter der Maschine, des hastenden Alltags und des rasenden Verkehrs besteht nur noch wenig Gelegenheit, zur Besinnung zu kommen, in Ruhe die Welt und ihre Natur zu betrachten. Darum ist allen Gesellen zur Bedingung gemacht, die Wege vom Heimatwerk zur Gastfirma zu Fuß zurückzulegen. Bei besonders weiten Strecken wird ihnen jedoch die Konzession gemacht, mit dem Fahrrad fahren zu dürfen. In Jugendherbergen sollen sie übernachten. Die Wanderroute wählen die Gesellen selbst.

Während ihrer Arbeitszeit bei der Gastfirma wohnen sie nach Möglichkeit bei den Familien der Austauschgesellen.

„Gereicht eurer Firma zur Ehre“

Willi Heinemann und Hubert Claas sind die ersten Gesellen, die am 1. Oktober in der Lehrwerkstatt der Hoesch Walzwerke Hohenlimburg verabschiedet wurden. Alle Lehrlinge des Betriebes waren anwesend, als die beiden sich auf den Weg machten.

Direktor Dr. Wimmer bezeichnete es als recht beachtenswert, daß zum erstenmal Gesellen des Werkes auf Wanderschaft geschickt würden. Als Mensch im Zeitalter der Technik dürfe man sich von ihr nicht verschlingen lassen, sondern man müsse sich frei machen, um die Welt kennenzulernen.

Im Unterrichtsraum der Lehrwerkstatt wurden die Gesellen verabschiedet. Hier gibt ihnen Oberingenieur Kastrup, der Leiter des Maschinenbetriebes, die besten Wünsche mit auf den Weg.



„Seht einmal, wie die andern es machen, benehmt euch gut und gereicht eurer Firma zur Ehre, so daß die andern sagen, das sind Kerle“, sagte Direktor Dr. Wimmer den beiden Wandergesellen Hubert Claas und Willi Heinemann zum Abschied.

Wandergesellen

der Aktion „Gesellenwandern“ an. — Zwei Gesellen sind schon unterwegs.

Er hoffe, daß dieses Unternehmen gute Früchte tragen werde und sagte den Abschiednehmenden zum Schluß: „Seht einmal, wie die andern es machen. Benehmt euch gut und gereicht eurer Firma zur Ehre, so daß die andern sagen, das sind Kerle!“

Auch der Ausbildungsleiter der Lehrlinge, Hackenberg, gab den Scheidenden die besten Wünsche mit auf den Weg und wünschte ein glückliches Wiedersehen.

Austausch soll erweitert werden

Willi Heinemann und Hubert Claas sind beide Dreher von Beruf. Als sie sich auf ihr Stahlroß setzten, war ihr Ziel die Firma Wuppermann in Leverkusen. Sie werden sieben Monate dort tätig sein und am 2. Mai nächsten Jahres wieder zurückkommen.

Die Firma Wuppermann ihrerseits hat drei Gesellen nach Hohenlimburg geschickt; es sind zwei Schlosser und ein Elektriker. Diese Aktion soll demnächst erweitert werden, so daß jährlich zwölf Gesellen einer Firma unterwegs sind. Acht Monate Tätigkeit sind für jeden Gesellen bei der jeweiligen Gastfirma vorgesehen. Der Austausch geschieht nach einem festen Plan. Die Termine der Arbeitsaufnahme bei der Gastfirma sind jeweils auf den 2. Mai, Januar und September festgelegt. Bei den Gastfirmen haben die Gesellen Gelegenheit, sich durch Teilnahme an Abendkursen und Vorträgen weiterzubilden. Zum Abschluß erhält jeder Wandergeselle ein Abschluszzeugnis über die Tätigkeit bei seiner Gastfirma.

Kurt Schreiber, der als Austauschgeselle von Leverkusen nach Hohenlimburg kam, scheint sich bei seinen Pflegeeltern schon ganz wohl zu fühlen.



Nie rastende Hände



Mehr als fünfzig Jahre schaffte **Karl Heiter** in der „Maschinenabteilung Stahlwerke“ der Westfalenhütte. Vierzig Jahre fuhr er einen Kran im Martinwerk, acht Jahre war er Obermaschinist und zwei Jahre Werkmeister. Manche Kollegen wissen es: Er hat durch Verbesserungsvorschläge viel zur Erleichterung der heißen und schweren Arbeit der Ofenleute getan. Schon 1924 entwickelte er einen Herdkrätzer für Martinöfen. Nicht weniger als fünf Patente und zwei Zusatzpatente waren das Ergebnis. Sie alle entstanden aus der Praxis, aus der Kenntnis der Zusammenhänge, aber auch aus dem Bestreben, die Arbeit seiner Kollegen zu erleichtern. Seit mehr als einem Jahr ist Herr Heiter verdienter Rentner. Aber er hat die Hände nicht in den Schoß gelegt. Jetzt hat er, der mit ganzem Herzen am Werk hängt, erneut einen Herdkrätzer für Martinöfen entwickelt, von dem der Ausschuß für Vorschlagswesen berichtet: „Der neuartige Herdkrätzer hat sich ausgezeichnet bewährt. Die Pflege des Abstichloches wird hierdurch wesentlich vereinfacht und der Abstich sicherer.“



Schon seit elf Jahren ist **Adolf Höflich** Pensionär. Früher arbeitete er im Martinwerk I der Westfalenhütte. Ofendurchbrüche, die er früher erlebte, klangen in sein Rentnerdasein nach. Schon früher hatte er sich durch Verbesserungsvorschläge verdient gemacht. Jetzt entwickelte er eine Vorrichtung zur Neuzustellung eines Ofenabstiches. Hierdurch kam der Betrieb zu einer Lösung, die ein schnelles Herrichten des Abstichloches ermöglicht.

Beiden Mitarbeitern – sie sind ja, obwohl im Ruhestand, immer noch aktive Mitarbeiter – wurde von der Hütte eine angemessene Prämie ausbezahlt.

Es wird nichts so heiß gegessen



... wie es gekocht wird – heißt es in einem Sprichwort ... und bei unseren Werksküchen. Bei den meisten größeren Werken des Hoesch-Kreises gibt es Werksküchen. „Werk und wir“ besuchte die Werkschänke und das Gästehaus der Westfalenhütte.

1700 knurrende Mägen

Es ist eine stattliche Zahl von Betriebsangehörigen, die täglich versorgt sein wollen, und die jeden Mittag die Speiseräume bevölkern. In der Werkschänke schwankt die Besucherzahl täglich zwischen 1200 und 1300, während im Gästehaus am Tage durchschnittlich 400 Personen ihr Essen einnehmen. Bei der Hoesch Walzwerke AG in Hohenlimburg werden täglich rund 200, bei der Schmiedag AG in Hagen etwa 300, im Gesamtbereich des Trierer Walzwerkes fast 250 Mittagessen ausgegeben. Natürlich ist die Einrichtung der Werksküchen nur für Betriebsangehörige gedacht, denen ein kräftiges und zugleich preisgünstiges Essen geboten werden soll.

Viele Köche „verschönern“ den Brei

Die geplagte Hausfrau klagt oft, wenn sie bei großer Familie mit fünf oder mehr Personen täglich für das Mittagessen zu sorgen hat. Sie stöhnt nicht einmal zu Unrecht, denn wer weiß besser um die Mühen und die Arbeit Bescheid, die mit dem Kochen verbunden sind, als eben die Hausfrau, die täglich vor dem Herd steht. In der Werkschänke sind es bis 1300 Personen, wie wir schon hörten, die versorgt werden müssen. Dafür wirken auch 30 Personen von morgens sechs Uhr bis zum späten Abend in zwei Schichten allein in der Werkschänke. Das Sprichwort, daß viele Köche den Brei verderben, trifft hier nicht zu, denn um den großen Anforderungen in der Werksküche gerecht zu werden, ist schon eine Anzahl Köchinnen erforderlich.

Jedesmal ein fettes Schwein

Jetzt interessiert uns natürlich, was diese vielen Menschen täglich verzehren. Gibt es in der Werkschänke zum Beispiel Koteletts, dann werden dazu über drei Zentner Schweinefleisch benötigt. Das entspräche einem fetten Schwein. Dazu kommen zehn bis zwölf Zentner Kartoffeln und sechs Zentner Gemüse. Im Gästehaus ist es ein Drittel von dem, was in der Werkschänke verbraucht wird.

60 Liter in einem Topf

Es war immer eine bekannte Tatsache: je größer die „Gulaschkanone“, um so besser schmeckt die Erbsensuppe, die in ihr gekocht wird. Aus den Kochtöpfen der Werkschänke muß demnach Erbsensuppe eine wahre Gaumenfreude bedeuten. Denn groß genug sind die elf Töpfe mit 50 oder 60 Litern Inhalt. Nun wird in der Werksküche nicht nur Erbsensuppe gekocht; aber keineswegs schmeckt das andere Essen weniger gut. Das Vorurteil, das Essen müsse ja in solch großen Töpfen verkochen, besteht zu Unrecht.

Das ist nur ein „kleiner“ Topf, vor dem Lona Jankowski, Köchin im Gästehaus, steht, im Vergleich zu den Töpfen der Werkschänke, die durchschnittlich 50 bis 60 Liter fassen.



Bild oben: Wenn um 12 Uhr die ersten Mittagsgäste kommen, muß das Essen fertig sein. Bis dahin gibt es viel zu tun. Magret Kombowski richtet hier die Fleischportionen an.

Bild unten: Hilde Zöllner hat in der Mittagspause alle Hände voll zu tun, um alle Bestellungen auszuführen.

Bild oben: Unzählige Konservendosen muß Erika Kustemeier täglich öffnen. Und sie alle gehen den Weg des Vergänglichen.

Bild unten: Wenn Hunderte hungriger Betriebsmitglieder jeden Mittag ihr Essen verlangen, dann haben unsere Serviererinnen in der Werkschänke keine Minute Zeit. Elisabeth Wowatski gehört zu ihnen.

Denn Gemüse und Kartoffeln für einen Tag werden nicht mit einem Male gekocht, sondern so über die ganze Essenszeit verteilt, daß immer frisches Essen verabreicht werden kann. Im ganzen ist die Küche nach modernsten Gesichtspunkten eingerichtet. Die Kochtöpfe werden elektrisch beheizt und ermöglichen eine schnelle Ankochzeit.

Die Anzahl der Essensportionen wird auf Grund der Erfahrungen meist richtig geschätzt, so daß nur selten Reste übrigbleiben.

Das Beste ist das Billigste

Die Lieferfirmen, die die Werkschänke schon lange Jahre beliefert haben, kennen die Wünsche und Ansprüche unserer Werksküchen und auch deren Meinung, daß das Beste immer das Billigste ist. Unter diesem Gesichtspunkt werden alle Lebensmittel ausgewählt, sei es Frischgemüse oder Konservengemüse, Fleisch oder Fisch; daß wirklich nur einwandfreie Lebensmittel verwandt werden, ist der Ehrgeiz beider Werksküchen.

Wechselreicher Essensplan

Frau Baumgarten, die Leiterin des Gästehauses, wie auch Frau Kelch, die Leiterin der Werkschänke, beide mit einem Stab treuer Helferinnen, wie Köchinnen und Serviererinnen, sind stets um gutes und schmackhaftes Essen bemüht.

Wie der Speiseplan nun ausfällt, richtet sich meistens danach, was auf dem Fleisch- und Gemüsemarkt angeboten wird. Demnach ist die Jahreszeit entscheidend, welches Gemüse nun gerade verwandt wird. Im Mai zum Beispiel sind der Salat oder junger Spinat besonders preiswert und gut, im Herbst der Rosenkohl oder Wirsing; im Winter dagegen schmeckt der Grünkohl am besten, wenn er eine kräftige Prise Frost mitbekommen hat. Aber das sind Regeln, die jede Hausfrau kennt, und Kniffe, die sie einzukalkulieren weiß, wenn sie mit ihrem Haushaltsgeld auskommen und ihrer Familie ein gutes Essen vorsetzen will.

Das Ruhrgebiet vor hundert Jahren

Ein Gang durch die Ausstellung auf Schloß Cappenberg



Freiherr vom Stein

„Wie mag dies alles hier wohl mal vor hundert Jahren ausgesehen haben?“ – „Wie lebten die Menschen damals?“ Solche und ähnliche Fragen mögen bei dem einen oder anderen schon einmal aufgetaucht sein, wenn er mit der Bahn oder per Auto durch unser Revier gefahren ist. Denn es gibt wohl kaum eine Landschaft in Deutschland, deren Antlitz von der Entwicklung der Technik so völlig umgestaltet worden ist, wie das Land an der Ruhr. Wo heute Stadt an Stadt sich reiht, fast ohne merkbaren Übergang, da wogten

vor hundert Jahren Kornfelder. Wo Fördertürme und Hochöfen am Horizont aufragen, da rauschten zu jener Zeit noch dunkle Wälder. Es gab keine Schlackenberge und keinen Asphalt. Ungetrübt wölbte sich der Himmel über einem Landstrich, von dem Levin Schücking im Jahre 1841 schrieb: „Das Land an der Ruhr ist der Stolz, die Krone unseres Vaterlandes.“ Und I. A. Engels meinte im Jahre 1817: „... die Ruhrgegend ist ungemein schön... – aller Trübsinn verschwindet, wenn man diese Gegend mit einem Blicke überschaut –, sie lächelt, wenn sie die Sonne bescheint, wie eine liebende Braut, wenn sie der Bräutigam begrüßt.“ –

Wer aber nun meint, die beiden guten alten Herren hätten in ihrem Überschwang wohl ein bißchen übertrieben, der überzeuge sich an Hand der zahlreichen zeitgenössischen Gemälde und Stiche, die auf Schloß Cappenberg ausgestellt sind, selbst von der Schönheit und Anmut der Landschaft an der Ruhr vor hundert Jahren.

Schloß Cappenberg – Sitz des Reichsfreiherrn vom Stein

Abseits vom Lärm und Getriebe des Industriegebietes liegt das Schloß auf der Höhe. Von der Terrasse gleitet der Blick über die Wipfel uralter Eichen hinab in die bewaldete Ebené. Die Bäume des Parks, unter denen sich seltene

Exemplare aus fernen Ländern befinden, hat zum größten Teil der Freiherr vom Stein noch selbst gepflanzt. Von 1816 bis zu seinem Tode im Jahre 1831 war er Herr auf Schloß Cappenberg, nachdem er voller Enttäuschung der Politik den Rücken gekehrt hatte. Hier verlebte er sehr stille Jahre, fern den Kämpfen und Entscheidungen der großen Politik, die er gleichwohl noch aufmerksam und kritisch verfolgte. Neben der Pflege des Parks galt seine Sorge auch der Schloßkirche, die wohl das schönste und reichste Chorgestühl in ganz Westfalen birgt. Nicht umsonst bewahrt deswegen diese katholische Kirche die Totentafel des Protestantens Stein. Von Steins politischem Wirken gibt heute das Freiherr-vom-Stein-Archiv Zeugnis, das politische Denkschriften und Briefe Steins und seiner Zeitgenossen enthält.

Hier, wo der Geist der Jahrhunderte waltet, ist so ganz der rechte Ort, um sich in Gedanken zurückzusetzen in die Zeit, wo eben die erste Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth gefahren war, wo das Parlament in der Paulskirche getagt und das kommunistische Manifest von Marx und Engels die Gemüter aufgewühlt hatte. Und so möchten wir denn Sie, verehrte Leser, zu einem kurzen Rundgang durch diese mit viel Liebe und Sorgfalt zusammengestellte Ausstellung einladen.

„... unnennbar liebliche Landschaft“

Nun, was sagen Sie zu diesen Bildern romantischer Landschaften, die Sie hier an den Wänden erblicken? Haben die vorher erwähnten Schriftsteller etwa zuviel gesagt? Erkennen Sie da unser Ruhrgebiet noch wieder? Wie anmutig schlängelt sich der Fluß durch das Tal, von Gebüsch und Baumgruppen geleitet. Wie schwingen sich die Höhen sanft in die blaue Ferne, von mancher alten Ruine gekrönt. Auf den grünenden Matten weiden Schafe; Schiffe mit wehenden Segeln gleiten den Fluß hinunter, und über die alte Brücke holpert eine vollbesetzte Postkutsche.

Da ist das Lennetal bei Hohenlimburg, von dem Justus Gruner 1805 schreibt: „Dieses kleine Städtchen... beut einen sehr angenehmen Anblick dar. Man erblickt... seine Häuser theils diesseits theils jenseits der das Thal durchschneidenden Lenne, die an beiden Seiten von hohen felsigten Gebirgen

So sah Dortmund vor hundert Jahren aus.

Wo heute Fördertürme und Schornsteine sich aneinanderreihen, erstreckten sich damals weitgedehnte Felder und Wiesen.



So sah der Maler „Limburg an der Lenne“ im Jahre 1826. Das Schloß steht heute noch, auch die romantischen Häuser am Fuße des Berges haben sich teilweise bis auf den heutigen Tag erhalten.



eingefaßt ist. Auf der Mitte derselben prangt, bekränzt von dem es beschattenden Gebüsch, das gräfliche Schloß, welches die ganze Aussicht beherrscht und sich in den gegenüberliegenden großen Alabasterbrüchen spiegelt. Eine prächtige alabasterne Brücke verschönert den Anblick des im engen Bette donnernd rauschenden Stromes, der nicht nur eine Menge von Alabastersägemühlen, sondern auch im Innern des Städtchens viele Eisen- und Drahtthämmer treibt. Fleiß, Regsamkeit und Wohlstand sind in dem kleinem Ort gleich sichtbar.“ – Nun – die Eisen- und Drahtthämmer sind die Vorläufer unserer Hoesch Walzwerke gewesen, und Fleiß und Regsamkeit der Altvorderen haben sich bei den Urenkeln als wertvolles Erbgut erhalten.

Dortmund, die Freie Reichsstadt

Oder nehmen Sie die verschiedenen Ansichten von Dortmund. Wäre nicht der charakteristische Turm der Reinoldikirche, so würde kein Mensch in diesem behaglichen Landstädtchen, das von Feldern und Gärten umgeben ist, die Metropole der Schwerindustrie mit ihren 600 000 Einwohnern wiedererkennen. Im Westfälischen Anzeiger von 1815 lesen wir: „Schon die Aussicht von dem Stadtwall auf die Umgebung Dortmunds ist äußerst anziehend und mannigfaltig. Kleine Anhöhen und Abhänge, hinlänglich zur Vermeidung der langweiligen Flachheit, fruchtbare Gärten und Kornfelder, grüne Wiesen mit mehreren hundert Stück weidendem Vieh, liebliche Eichen- und Buchenwäldchen und andere Baumgruppen bilden herrliche Parthien; und Alles diess ist am äußersten Ende des Horizonts gleichsam mit einem Saum von Waldungen und Bergen umgeben, zwischen welchen die einzelnen Schönheiten sich abwechselnd wiederholen...“ – Als besondere Denk- und Sehenswürdigkeiten galten zu jener Zeit die alten Fehmlinden mit dem Freistuhl. Der Dichter Ferdinand Freiligrath hat sie 1839 besungen. Hier tagten jahrhundertlang die Fehmgerichte der Freien Reichsstadt Dortmund.

Zeit des Biedermeier

Die zahlreichen Schlösser geben Kunde von einer Zeit der gepflegten Geselligkeit. Wir sehen elegante Damen und Herren im Jagdkostüm, die hoch zu Roß dem edlen Waidwerk oblagen. Wie manche Nacht werden die Windlichter aus den festlichen Sälen ihren Schein weit ins Land hinaus geworfen haben und Damen und Herren in gemessener Haltung nach den Klängen eines Menuetts oder einer Polonäse über das Parkett geschritten sein. Noch waren ja die Laute des Urwalds nicht in das Herz des alten Europas vorgedrungen und seiner Jugend in die Glieder gefahren.

Die Möbel des Biedermeier scheinen uns weder bequem noch zweckmäßig zu sein. Dafür legte man viel Wert auf zierliches Aussehen, auf Schnörkel und Zierat. Manch kunstvolle Schnitzerei findet sich an den alten Stücken.

Sammeltassen wird es vor hundert Jahren noch nicht gegeben haben. Dafür scheute man bisweilen die Mühe nicht, das Porzellan eigenhändig zu bemalen. So sehen wir zum Beispiel Teller und Tassen, die von der Schwester der Frau Julius Overbeck in Dortmund um 1830 mit Silhouetten bemalt worden sind. Man hatte überhaupt eine Vorliebe für bildliche Darstellungen auf allen möglichen Gebrauchsgegenständen. So finden wir eine Reisetasche, die in Perlenstickerei einen Wandersmann zeigt. Welche Hausfrau würde sich wohl mit einem solchen Requisit heute in ein Eisenbahnabteil wagen?

Bild oben: Das ist der Drahtzieher Bernhard Boecker aus Hohenlimburg, der von 1768 bis 1847 lebte. Er ist der Erfinder des Drahtgewebes der Sicherheitslampen für den Bergbau. Das von ihm gegründete Unternehmen, das auch seinen Namen trug, kam Anfang der zwanziger Jahre als Betriebsabteilung zu der heutigen Hoesch Walzwerke AG, Hohenlimburg.

Bild unten: So sahen die Förderwagen im Jahre 1865 aus, die die Zeche Friederica in Bochum benutzte. Ein gutes Beispiel, um sich die schnelle Entwicklung im Bergbau klarzumachen, wenn man die heutigen Verhältnisse gegenüberstellt.

„Unter den Dortmundern ist gut wohnen“

Wer aber waren die Menschen, die zu jener Zeit lebten und wirkten, unsere Altvorderen, deren Blut noch in unseren Adern pulst? Voll Ernst und Würde schauen sie aus ihren Rahmen auf uns hernieder. Finden wir Anerkennung in ihrem strengen Blick, oder schütteln sie wohl ein wenig über ihre Nachfahren und deren Unrast den Kopf?

Da ist der Dr. jur. Arnold Mallinckrodt, Ratsherr in Dortmund und Herausgeber des Westfälischen Anzeigers (1768–1825), Caspar Heinrich Jucho, Weinhändler (!) in Dortmund († 1818), oder der letzte regierende Bürgermeister der Freien Reichsstadt Dortmund, C. H. Schäffer († 1805). Sie wirkten alle in einer Stadt, von deren Einwohnern der Westfälische Anzeiger im

Jahre 1815 schreibt: „Die Dortmunder sind gute, treue, einfache Menschen, sie drängen sich nicht vor; man sieht ihnen noch den ehemaligen, auf sich selbst eingezwängten Reichsstädter an, sie sind zurückgezogen; aber es ist gut unter ihnen wohnen.“ – Da sind die Vertreter der Familien der späteren Großindustriellen: Friedrich (1787–1826) und Alfred (1812–1887) Krupp, Friedrich Harkort (1793–1880), Franz Haniel (1779–1868), Matthias († 1845) und Hermann (1833–1856) Stinnes. Einem Original und Universalgenie begegnen wir in „der Arzney Doctor und Bergarzt“ Carl Arnold Kortum (1745–1824), der in Bochum gelebt, gedichtet und gemalt hat. Von ihm stammt „die Jobsiade“, ein komisches Heldengedicht in drei Teilen mit Silhouetten von der Hand des Verfassers. Aber auch ein Gesundheitsbüchlein für Bergleute hat er 1798 in Dortmund herausgegeben. Ob es sich nicht zur Auslage im Gesundheitshaus unseres Bergbaus eignen würde?

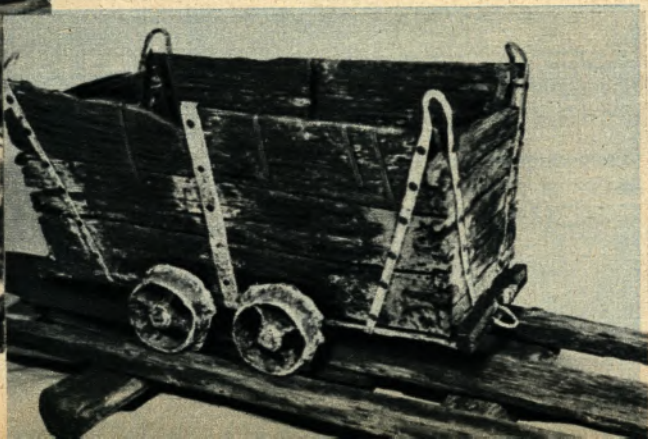
Vom Bergbau jener Zeit erzählen auch Ansichten von Schachtenanlagen, Karten und Fahnen der Zechen. Ein Förderwagen der Zeche Friederica, Bochum, von 1865 ist zu sehen, eine Liedersammlung der Gewerkschaft der Zeche Wiese „Grubenklänge“ und der Begründungsstein der ersten Zeche „Alter Hellweg“ in Unna von 1861.

Von der Postkutsche zur ersten Eisenbahn

Das Reisen mit der Postkutsche war oft weniger romantisch als man gemeinhin annimmt. So schreibt Goethe, auf dem Weg von Duisburg nach Münster, im Dezember 1792: „Gar oft kein gebahnter Weg, man fuhr bald hüben bald drüben, begegnete und kreuzte sich... ein Wagen blieb stecken... hatte sich eine Anzahl westphälischer Bauern um jenen Wagen versammelt und gegen ein bedungenes gutes Trinkgeld ihn wieder auf den fahrbaren Weg gebracht...“ Doch der Fortschritt der Technik ließ nicht mehr lange auf sich warten. Bald durchzogen Eisenbahnlinien das Land; und wenn es auch noch nicht im D-Zug-Tempo ging, so reiste man doch immerhin bequemer und kam eher ans Ziel.

Der Erfinder des Drahtgewebes der Sicherheitslampen für den Bergbau, Drahtzieher Bernhard Boecker (1768–1847) aus Hohenlimburg, könnte von Spitzweg gemalt sein mit seiner langen Pfeife. Schützenvereine gab es damals auch schon, und das Schützenfest war der Höhepunkt des Jahres. Stolz flatterten die reichbestickten Fahnen im Wind, Kanonen gaben Böllerschüsse ab, und allen voran sprengte seine Excellenz, der Kommandierende General der Dortmunder Schützen, Uhrmacher C. D. Geck, mit gezogenem Säbel daher. Man schrieb das Jahr 1840.

Ein Jahrhundert rauschte vorüber. Viel Wasser floß seither die Ruhr hinunter (und es wurde nicht klarer mit der Zeit). Menschen kamen und gingen. Das Land verwandelte sich in eine Industrielandschaft. Aber Fleiß und Regsamkeit seiner Bewohner sind geblieben und machten das Revier zum größten Industriegebiet Europas. Und das Dortmunder Bier, das der backenbärtige „Biertrinker“ mit einem Alaaf emporhält, schmeckt unseren Kumpels heute noch ebenso gut wie ihren Vorfahren vor hundert Jahren. H. M. Gies





Die Sache mit dem

„Ach so! Ja, das kennen wir. Alte Jacke! Immer erst die anderen. Die sind schuld gewesen. Nur den Balken im eigenen Auge, den sieht man nicht, und wenn er noch so dick herausragt. Da ist doch zum Beispiel der Meister Müller. Wenn bei dem mal was schiefgeht, dann rast der wie von der Tarantel gestochen durch den Betrieb und sucht den Schuldigen. Und wenn er beim besten Willen keinen finden kann, dann läßt er seine Wut eben an dem ersten besten aus, der ihm in die Quere kommt. Ausgeschlossen, daß der mal auf den Gedanken käme, er selber könnte auch was verbockt haben. Dabei kann er sich doch an den fünf Fingern abzählen, daß bei der Organisation . . .“

Moment mal! Darf ich hier gleich mal unterbrechen? So kommen wir nämlich beim besten Willen nicht weiter. Wenn wir die Wahrheit, die in dem alten Satz von dem Splitter im Auge des anderen liegt, nämlich nicht ganz ernst nehmen und wirklich auf uns selber anwenden, dann kommen wir kein Stück weiter, sondern drehen uns immer nur wieder im Kreise. Selbsterkenntnis muß nun einmal – das sagt schon der Name – bei uns selbst anfangen, so unangenehm das auch sein mag, sonst ist die ganze Sache witzlos. Was von dem Meister Müller gesagt wurde, mag zutreffen – oder auch nicht; ich kann es nicht nachprüfen. Aber was hilft es, wenn wir das feststellen und uns darüber aufregen? Wir können es ja doch nicht ändern. Selbst wenn wir den Mut faßten, zu ihm hinzugehen und ihm unsere Meinung offen ins Gesicht zu sagen, so wäre es höchst unwahrscheinlich, daß er uns gerührt die Hand drückte und sich für den guten Ratschlag bedankte. Kein Mensch läßt sich gerne in seinem Verhalten kritisieren, und Vorgesetzte sollen am allerwenigsten erbaut davon sein.

Unter der Lupe

Da ist es doch viel bequemer, wir fangen erst einmal wirklich bei uns selbst an. Wenn jeder das ehrlich tut, dann macht sich nach einiger Zeit eine Wirkung auch nach außen bemerk-

bar; und dann kommt der Meister Müller vielleicht von selbst auf den Trichter. Oder er liest zufällig diese Zeilen und nimmt sie sich zu Herzen.

Nun also her mit der großen Lupe und den inneren Schweinehund anvisiert! Denn die guten Eigenschaften brauchen wir nicht besonders hervorzuheben. Darüber sind wir uns ohnehin längst im klaren, was wir für ein tüchtiger Kerl und ein prächtiger Kollege sind. Das wissen wir viel besser als

jeder andere, sei er Mitarbeiter, Vorgesetzter oder Untergebener. Nur die weniger schönen Seiten, die sieht meistens unsere Umgebung klarer als wir selber. Und das ist im Grunde auch ganz natürlich. Ohne eine gewisse Überzeugung vom eigenen Wert könnte es kein Mensch zu etwas bringen. Bei jeder Aufgabe, die an ihn herantritt, würde er gleich unsicher werden und sich fragen: „Kann ich das überhaupt schaffen? Bei den vielen Fehlern und Mängeln, die ich habe, will ich mich doch lieber zurückhalten und einem anderen die Sache überlassen.“ Das wäre der Extremfall in der entgegengesetzten Richtung. Der ist aber zum Glück nicht so häufig. Woran es meistens fehlt, ist die Einsicht in die eigenen Schwächen, die man auch vor sich selbst nicht gerne eingestehen möchte.

Alle Rothaarigen . . .

Da sind zum Beispiel die zahlreichen Vorurteile, die unser Urteil über andere Menschen trüben. Irgendwann im Leben sind wir einmal Menschen mit roten Haaren begegnet, die falsch oder verschlagen waren. Daraus schließen wir dann messerscharf, daß man keinem Rothaarigen trauen dürfe. Oder wir haben Aus-



länder kennengelernt, die irgendwelche Eigenschaften hatten, an denen wir uns stießen. Sie waren vielleicht nicht so ordentlich oder fleißig wie wir. Infolgedessen meinen wir, auf alle ihre Landsleute herabsehen zu müssen. Auch Unterschiede der Konfession können die Ursache von verbreiteten Vorurteilen sein. Hier heißt es: rücksichtslos aufgeräumt. Bevor das Unkraut der Vorurteile nicht ausgerottet ist, können wir keinem Menschen gerecht werden. Darum Vorsicht bei allen Urteilen, die wir über unsere Mitarbeiter abgeben; ganz besonders bei denen, die uns rein gefühlsmäßig irgendwie unsympathisch sind. Lassen wir unserem Verstande Zeit, den Nebel der Vorurteile zu durchdringen und die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. Jeder Mensch hat seine guten und schlechten Seiten, ganz Gute und ganz Schlechte sind äußerst selten. Wenn wir uns selbst kennen, dann werden wir uns hüten, die unschönen Eigenschaften bei anderen besonders aufzubauschen, die uns persönlich zuwider sind. Ein Mensch, der gewohnt ist, sehr schnell zu arbeiten und zu sprechen, wird einen Langsamen und Bedächtigen leicht besonders schlecht beurteilen. Einem Phantasiebegabten,



Splitter



Übersprudelnden geht ein korrekter, pedantischer Mitarbeiter auf die Nerven. Ist man sich dagegen im klaren darüber, zu welchem Typ man selbst gehört, so wird man bei jedem Urteil, das man abgibt, berücksichtigen, daß der eigene Standpunkt nicht unfehlbar ist, sondern durch Veranlagung und Charakter bedingt.

Vom gleichen Holz

Nicht umsonst ist in dem bekannten Ausspruch vom Splitter und vom Balken die Rede. Splitter und Balken stammen nämlich von einem Holz. Haben wir uns erst einmal daran gewöhnt, uns zu allererst an die eigene Nase zu fassen, dann merken wir bald, welch nützliche Lehre wir aus dem Verhalten unserer Mitmenschen ziehen können. Jedesmal, wenn einer uns durch sein Benehmen oder seinen Tonfall besonders ärgert, dann prüfen wir schnell, ob wir nicht etwa durch dieselbe Untugend anderen Anlaß zum Verdruß geben. An unserem eigenen Ärger ermessen wir in diesem Fall die ungünstige Wirkung auf unsere Umwelt und bemühen uns um Änderung unseres Verhaltens.

Da uns unsere Mitarbeiter oft besser beobachten als wir selber, können wir auch aus ihren Bemerkungen – und zwar gerade denjenigen kritischer Art –

wertvolle Schlüsse ziehen. Mögen wir uns getrost zuerst über eine abfällige Bemerkung ärgern. Ist der erste Zorn verraucht, dann sollten wir uns in aller Ruhe fragen, was an der vorgebrachten Beanstandung berechtigt war und uns ehrlich bemühen, hier Abhilfe zu schaffen.

Aber da hapert es gerade zu häufig. Wir haben eine Schwäche erkannt, uns immer wieder bemüht, sie zu überwinden und werden schließlich mutlos, wenn wir erkennen müssen, daß es immer wieder schiefliegt. Dann möchten wir am liebsten alles hinwerfen und uns nach außen hin mit doppelter Unnachgiebigkeit und Sturheit panzern. Hier hilft uns nur die Erkenntnis weiter, daß die Selbsterziehung eine der schwersten Aufgaben im Leben ist, die nicht von heute auf morgen bewältigt werden kann. Aber nur der, der mit sich selbst ringt, kann Verständnis für die Fehler und Schwächen anderer aufbringen. Ohne Selbsterziehung gibt es kein Vorwärtsschreiten auf dem Wege zur gefestigten, reifen Persönlichkeit, die den anderen Vorbild und Helfer sein kann.

H. M. Gies



...passiert... notiert... fotografiert...



Im »Samba-Expreß« mit Tanzwagen

startete der diesjährige Betriebsausflug der Dörken AG, an dem 340 Personen teilnahmen. Auf dem Bahnhof Gevelsberg stand der Sonderzug bereit.

Direktor Wendt begrüßte über die Lautsprecheranlage alle Arbeitskollegen und ihre Frauen und wünschte einen frohen Verlauf der Fahrt und gute Laune während des Ausflugs.

Bei flotter Musik und guten Getränken erreichte man nach drei Stunden Fahrt den Bahnhof Niederlahnstein am Rhein. Dort wartete bereits das Motorschiff „Bonn“ auf die lustige Gesellschaft. Auch hier wurde manche Flasche guten Rheinweins getrunken und tüchtig getanzt und gelacht. In guter Stimmung kam man am frühen Nachmittag in Rüdesheim an. Vorher stiegen schon einige in Abmannshausen und Bingen aus, um von dort mit der Sesselbahn zum Niederwalddenkmal und anschließend abwärts nach Rüdesheim zu fahren. Zum Schluß traf sich dann alles in der Drosselgasse zu echt rheinischem Frohsinn. In froher, geselliger Runde war die Zeit viel zu schnell vergangen, als gegen Abend das Schiff zur Abfahrt tutete. In ausgelassener Stimmung kam man am Abend mit dem „Samba-Expreß“ wieder zu Hause an.



Ihr diesjähriges Betriebsfest, zu dem alle Belegschaftsmitglieder und ihre Frauen eingeladen waren, feierte die Maschinenfabrik Deutschland am 3. und 17. September im „Freischütz“ im Schwerter Wald. Nach Begrüßungsworten von Herrn Direktor Dr. Tobolla und von Betriebsratsvorsitzenden Herrn Wunderlich rollte nach dem daran anschließenden Abendessen ein Programm über die Bühne, wie es einem nicht alle Tage geboten wird. Hermann Terjung vom NWDR Köln, der die Ansage für den Abend übernommen hatte, verstand es, mit witzigen Worten das Zeitgeschehen zu parodieren. Die Sidonis als Parterre-Akrobaten, Hans Scherwarth als Komponistendarsteller und die von Schallplatten bekannten Goldy und Peter de Vries konnten neben anderen schöne Erfolge für sich verbuchen. Die „Goldene Zehn“, die den musikalischen Rahmen gab, veranlaßte viele, bis in den Morgen das Tanzbein zu schwingen.

Werksjubilare

*Jubilare, Euer Streben
Galt dem Werke immerdar.
Arbeit, das war Euer Leben,
Pflichterfüllung Jahr für Jahr.
Möge Euer ferneres Leben
Sorgenlos und glücklich sein,*

*Allenthalben Euer Streben,
Euer Schaffen gut gedeihn,
Unser Glückwunsch, Jubilare,
Für den weiten Lebenslauf:
Bleibt gesund noch viele Jahre;
Dum ein herzliches »Glückauf«.*

Diesen Jubiläumsglückwunsch schrieb Paul Eichler vom Werkschutz der Westfalenhütte seinen Arbeitskollegen.

50 Jahre

Hoesch Walzwerke Aktiengesellschaft

Wilhelm Breer		Stangenrichter		22. 9. 1955
---------------	--	----------------	--	-------------



Wilhelm Breers Berufstätigkeit begann im September 1905, als er im damaligen Limburger Fabrik- und Hüttenverein als Streckker beschäftigt wurde. Später wurde er Walzer. Nach dem zweiten Weltkrieg übernahm Wilhelm Breer die Arbeiten eines Stangenrichters. Mit seinem 50-jährigen Dienstjubiläum tritt er zugleich in den Ruhestand. Der Jubilar ist bei seinen Arbeitskollegen durch seine stille, bescheidene Art sehr beliebt.

40 Jahre

Hoesch Bergwerks-Aktiengesellschaft Schachtanlage Kaiserstuhl-Ostfeld

Heinrich Igel		Fahrhauer		2. 10. 1955
Otto Späh		Schmied		19. 10. 1955

Westfalenhütte Aktiengesellschaft

Heinrich Diekhaus		Walzer		14. 10. 1955
Karl Schilling		Maschinist		21. 10. 1955
Franz Liepscher		Maschinist		22. 10. 1955
Karl Krell		Maschinist		28. 10. 1955

Hoesch Walzwerke Aktiengesellschaft

Karl Honselmann		Walzwerker		18. 10. 1955
Emil Fürstenau		Lagerwächter		29. 10. 1955
Emil Malsbender		Vorarbeiter		10. 10. 1955

Schmiedag Aktiengesellschaft Werk Ruegenberg

Therese Feldmann		Handlungsbevollm.		12. 10. 1955
------------------	--	-------------------	--	--------------

Maschinenfabrik Deutschland Aktiengesellschaft

Gottlieb Kowalewski		Pförtner		16. 10. 1955
---------------------	--	----------	--	--------------

25 Jahre

Hoesch Bergwerks-Aktiengesellschaft Schachtanlage Kaiserstuhl-Westfeld

Paul Rinio		Ausbauhelfer		3. 10. 1955
Josef Ott		Elektriker		13. 10. 1955

Schachtanlage Kaiserstuhl-Ostfeld

Rudolf Franke		Tagesarbeiter		1. 10. 1955
Johann Sakowitz		Lehrhauer		19. 10. 1955

Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

Ernst Grenda		Hauer		2. 10. 1955
Josef Westhoff		Zimmerhauer		6. 10. 1955
Wilhelm Krämer		Hauer		11. 10. 1955
Ernst Kraska		Hauer		19. 10. 1955

Westfalenhütte Aktiengesellschaft

Otto Sausmikat		Transporteur		5. 8. 1955
Bernhard Reubert		Versandvorarbeiter		4. 10. 1955
Franz Czygowski		Walzer		21. 10. 1955
Anton Goldau		Abnehmer		23. 10. 1955

Hoesch Walzwerke Aktiengesellschaft

Johann Kleinpass		Federnarbeiter		2. 10. 1955
------------------	--	----------------	--	-------------

Werk Federstahl

Karl Mühlhausen		Maschinenarbeiter		17. 10. 1955
-----------------	--	-------------------	--	--------------

Schmiedag Aktiengesellschaft Werk Ruegenberg

Wilhelm Baum		Presser		25. 10. 1955
--------------	--	---------	--	--------------

Hiltruper Röhrenwerk GmbH.

Theodor Bischoff		Rohrglüher		15. 10. 1955
------------------	--	------------	--	--------------

Becke-Prinz GmbH.

Fritz Schulte		Fräser		24. 10. 1955
Ernst Giersch		Mutternpresser		31. 10. 1955

Etwas Besinnliches

Paul Eichler vom Werkschutz der Westfalenhütte schreibt uns:

Wenn über eine alte Sache
Mal wieder Gras gewachsen ist,
Kommt sicher ein Kamel gelaufen,
Das alles wieder runterfrißt.

Nur zu oft könnte man diesen Spruch, sei es in betrieblichen, familiären oder anderen Angelegenheiten anwenden. Ein anderes Sprichwort sagt sehr treffend: „Wo gehobelt wird, da fallen Späne“. Die Berechtigung dieses Sprichwortes wird wohl niemand anzweifeln, der den Betriebsalltag kennt. Es wird immer Vorkommnisse betrieblicher oder anderer Art geben, die zur Klärung einer Aussprache bedürfen. Leider erregen sich die Gemüter im Verlauf einer solchen Aussprache oft derart, daß sich der eine oder andere Gesprächspartner zu heftigen, mitunter beleidigenden Äußerungen hinreißen läßt, die er bei einer ruhigen und sachlich geführten Auseinandersetzung unterlassen hätte. Alte, in Vergessenheit geratene Geschichten werden aus der Truhe der Vergangenheit gekramt und sich gegenseitig vorgeworfen. Das Sprichwort „von der alten Sache“ könnte dann zitiert werden, nur will dann keiner das Kamel gewesen sein. Eine erregte Aussprache trägt nie zur Klärung der Sachlage bei, im Gegenteil, es wird alles noch verworrener und undurchsichtiger. Ein aufgewühlter See bringt Schmutz und Unrat an die Oberfläche. Nur wenn die Wellen und Wogen sich beruhigt haben, wird das Wasser kristallklar, und man kann bis auf den Grund schauen.

PLAUDEREI ÜBER SPRACHE UND SCHRIFT:

Sprechsünden

Sie sind genau so schlimm wie Schreib- und Rechtschreibsünden; Sprechsünden werden oft zur Angewohnheit und dadurch zu einer Seuche, die schwer auszurotten ist. „Schöner wie du“, „größer wie du“, „weiter wie“ sind Redewendungen, die im größten Sinne gegen Grammatik und Rechtschreibung verstoßen. Das gleiche gilt natürlich auch für die falsche Anwendung des Wörtchens „als“. Wer sich in Sprechsünden ergeht, darf sich nicht wundern, dann und wann beim Sprechen korrigiert zu werden, auch wenn er ungehalten darüber ist. Im wiederholten Falle des Verbesserns jedoch wird er versuchen, diese Fehler bei sich auszumerzen und „wie“ und „als“ nie mehr verwechseln. Ja, er wird sich dann freuen, auch andere auf diese Fehler aufmerksam zu machen, wenn sie glauben, statt „besser (größer, schöner usw.) als du“ „besser wie du“ sagen zu müssen. Im übrigen kann die verkehrt angewandte Schreibweise von „als“ und „wie“ zu Mißverständnissen führen. Man merke daher: Jeder Unterschiedsvergleich wird immer mit „als“ bezeichnet, nach dem Komparativ (Steigerung) und nach dem Wörtchen „anders“. Man spricht also: „besser als“ und „anders als“. Es ist auch gut zu unterscheiden zwischen „so hoch wie“ und „höher als“. – Verwechsele auch nicht „scheinbar“ und „anscheinend“. Wenn du sagst, daß Fritz und Elli scheinbar bald heiraten, dann könntest du nämlich unrecht haben. Warum sollen die beiden nur so tun, als ob... „Scheinbar“ heißt nämlich: nur zum Schein, also nicht wirklich; anscheinend besagt: es scheint so (und es wird auch so sein). – Kann auch die Liebe einen Nebenbuhler haben? Nein! Dann sind es also ganz große Sprachdummheiten, vom „Herzallerliebsten“ oder „Liebsten“ zu sprechen. Diese Formen bedeuten, daß der so angesprochene Mann oder Freund von mehreren der liebste ist und du dich der Vielmännerei aussetzt. Auch die Höchststeigerung „einzigstes“ ist falsch, es darf nur „einziges“ heißen, genau so wie „älteren“ statt „ältesten“, denn, wenn du von dem ältesten von zwei Geschwistern sprichst, müßten schon wenigstens drei vorhanden sein. –

Dieser Unterschied ist „selten“ deutlich. Selten bedeutet soviel wie „nicht oft“. Wer diesen Unterschied weiß, wird nie von „selten günstigen Preisen“ oder „selten günstiger Gelegenheit“ sprechen, auch „selten schön“ gebrauche nie. –

Eigentümlich ist das alles. „Eigentümlich“ ist Eigenschaftswort und erfordert den dritten Fall; zum Beispiel der Hang zum Stehlen ist vielen Menschen eigentümlich. Das bedeutet einmal jemandes Eigentum seiend, das andere Mal im Charakter oder Wesen jemandes oder in der Natur einer Sache liegend. In der Umgangssprache gebraucht man „eigentümlich“ oft im Sinne von „auffallend“, „sonderbar“, „seltsam“. Unsinnig, zu sagen: „Es ist eigentümlich (statt auffallend, sonderbar, seltsam), daß es gerade an meinem heutigen Geburtstag regnet“.

Noch abgeschmackter ist die Anwendung von „komisch“ an Stelle eines der genannten Wörter; zum Beispiel „Es ist komisch, daß mein Vater gerade an seinem gestrigen Geburtstag ernstlich erkrankte“. – Wer weiß nicht, daß eine Tragödie ein Traverspiel und eine Komödie ein Lustspiel ist? Kaum hört man, daß tragisch und tragikomisch nicht richtig angewandt werden. Nur grobe Gedankenlosigkeit läßt das Wort „komisch“ seiner richtigen Bedeutung entbehren.

H. E.

Hoesch-Steckenpferdturnier 1955 im Spiegel der Presse



Ruhr-Nachrichten

Tageszeitung für Westdeutschland

... Stellt man nun der Zahl der Aussteller die Belegschaftsstärke der Hoesch Werke gegenüber und meint,

das sei doch wohl recht dürftig, so ist zu bedenken, daß die weit- aus größte Zahl der Steckenpferdreiter sich scheute, die Kinder ihrer Liebhabereien den kritischen Augen der Öffentlichkeit aus- zusetzen. Aber das, was gezeigt wird, beweist, wie sehr es den Mann am Schraubstock, den Kumpel unter Tage oder das Mädchen an der Schreibmaschine drängt, sich am Feierabend in das Land der Phantasie zurückzuziehen und diesen Träumen Gestalt zu geben.

So ist es auffällig, daß von allen Arbeiten nur zwei Gemälde sich mit der eigenen Arbeitswelt beschäftigen. Alle anderen Gemälde, Zeichnungen oder Skizzen stellen Landschaften, Blumen, Men- schen oder Tiere außerhalb ihres Berufsfeldes dar...

... Alle diese Arbeiten, obgleich zum Teil im künstlerischen An- spruch weit über das Dilettantische hinausgehend, wollen nur das sein, als was sie gedacht und geschaffen wurden: als Ausdruck der wahren Persönlichkeit ihres Gestalters, der Individualität, die nur allzuleicht im Trott des Alltags verlorengeht.

So gesehen, verdient die Arbeit der „Ausrichter“ dieses Stecken- pferdturniers ganz besonderen Dank. Es würde uns verwundern, wenn nach dieser Ausstellung nicht viele, die jetzt noch abseits stehen, ihr Steckenpferd aufzäumen, um im nächsten Jahre mit dabei zu sein.

WESTDEUTSCHE
ALLGEMEINE

Dortmunder Tageszeitung

... Die 360 Arbeiten, die ein- geschickt wurden und seit gestern im Festsaal der West- falenhütte ausgestellt sind,

entsprechen diesem Motto, sind Steckenpferde, die aus dem Be- dürfnis nach Entspannung und Gestaltung und der Liebe zu den Dingen entsprungen sind. Da gibt es keinen „Kitsch in Reinkultur“, wie manche vorher befürchtet hatten, vielmehr hat die gesamte Ausstellung ein erfreuliches Niveau...

... Daß diese Steckenpferdreiterei eine wirkliche Entspannung vom Alltagsleben darstellt, beweist die Tatsache, daß Industrie- bilder bis auf eine Ausnahme völlig fehlen. Dafür dominieren bei den Bildern kräftige Farben, Blumen und Kopien der Werke bekannter Landschaftsmaler.

Im ganzen gesehen, ist es eine Ausstellung der Gegensätze. Ein Klempner zeigt Holzschnitzereien, ein Fernmeldemonteuer schuf zum Teil sehr moderne Plastiken, ein Pförtner bastelte Schiffe, ein Walzer malte zarte Blumengebilde, eine Sekretärin schuf einen Wandbehang, eine Telefonistin brachte entzückende Woll- püppchen, und ein Gärtner baute eine Musiktube mit einer kleinen Bar.

Eine Münzsammlung war die einzige ihrer Art, während man auf Briefmarkensammler vergeblich gewartet hatte. Dafür gab es Kupfer- und Silberschmiedearbeiten und ein farbenprächtiges Glasfenster.

WESTFÄLISCHE
RUNDSCHAU

Tageszeitung aus Paderborn, Bielefeld, Hamm und Lippe

... Ein geruhvoller Gang durch die Ausstellungsräume vermittelt einen recht posi- tiven und nachhaltigen Ein-

druck. Malereien und Plastiken überwiegen. Es sind sehr viel gute Bilder kopiert. Die Hingabe und die technischen Fertig- keiten der Schöpfer sind zu bewundern. Einige Plastiken wagen den Vorstoß in modernes, abstraktes Kunstschaffen. Eisen, Stahl und Metall, Dinge, mit denen insbesondere die Hüttenmänner sich täglich befassen, sind auch nach Feierabend zu beachtlichen Dingen verarbeitet worden. Der aufmerksame Betrachter der Uhren, Leuchter und Schalen ahnt die Freude am Spiel der geschickten Hände, wenn er vor diesen Ausstellungsstücken steht.

Das ist der Tod

Ich nun, drei Schätze habe ich,
die hüte ich und schätz ich hoch.
Der erste ist: Ich hab ein Herz für andre;
der zweite ist: Ich weiß mich einzuschränken;
der dritte ist: Ich hege Scheu, vornan zu stehen in der Welt.
Wer menschenlieb, der kann mutig vorgehn;
wer selbst sich einschränkt, kann reichlich spenden;
wer in der Welt vornan zu stehn sich scheut,
der taugt, der Tücht'gen Oberhaupt zu werden.
Doch, wie man heut von Liebe nimmer weiß,
nur mehr vom forschen Draufgehn;
von Sparsinn nimmer weiß,
nur mehr vom Springenlassen;
von Demut nichts mehr weiß
und nur voran will stehn:
Das ist der Tod.

Laotse (Aus dem Tao-te king)



»In den Dünen«

Günther Michaelis, Hiltruper Röhrenwerk



»Schweizer Alpen«

Paul Linn, Schmiedag



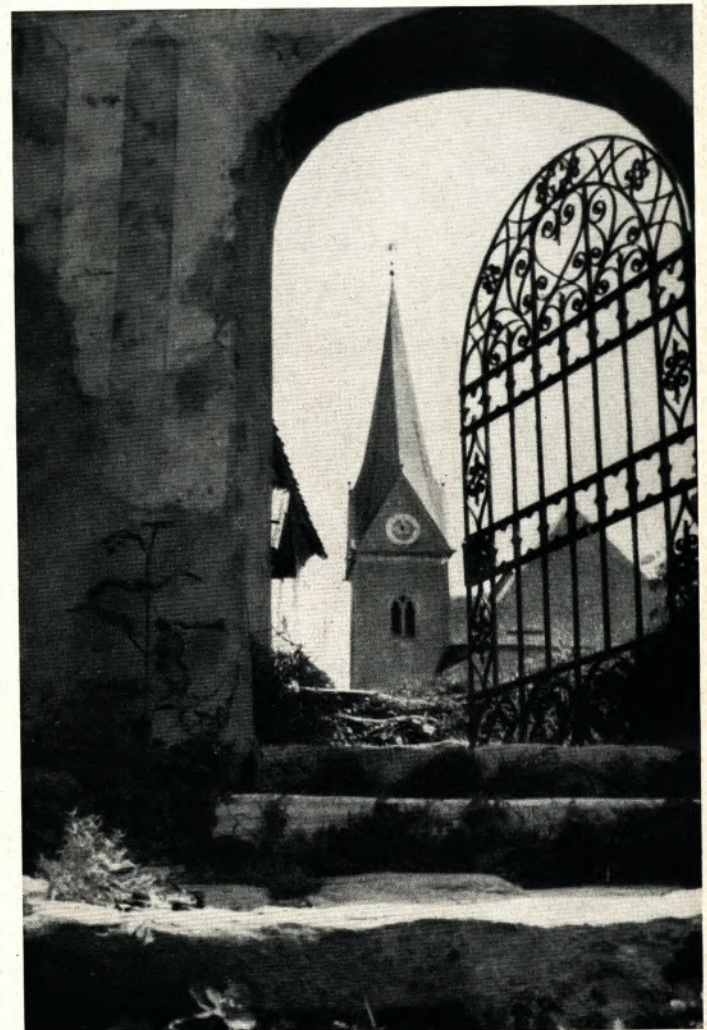
»Fachwerkgiebel«

Heinz Köstermeier, Kaiserstuhl-Westfeld



»Mühle im Sauerland«

Werner Ahle, Hoesch Walzwerke, Hohenlimburg



»Kirche Maria Wörth«

Cäcilio Mentim, Fürst Leopold-Baldur

